

2133

2133

A. Thaler

W. H. 3.
B. 7.
1811

Act

für

b

K. 41 2133

B. F. L.

J. G. K o p p e,

Lehrers am Landwirthschaftlichen Institute zu Mögeln,

U n t e r r i c h t

i m

A c k e r b a u u n d i n d e r V i e h z u c h t .

E i n H a n d b u c h

für Landleute und alle, welche es mit dem Landmanne gut
meinen,

besonders im Preussischen Staate.

H e r a u s g e g e b e n

von

A. T h a e r,

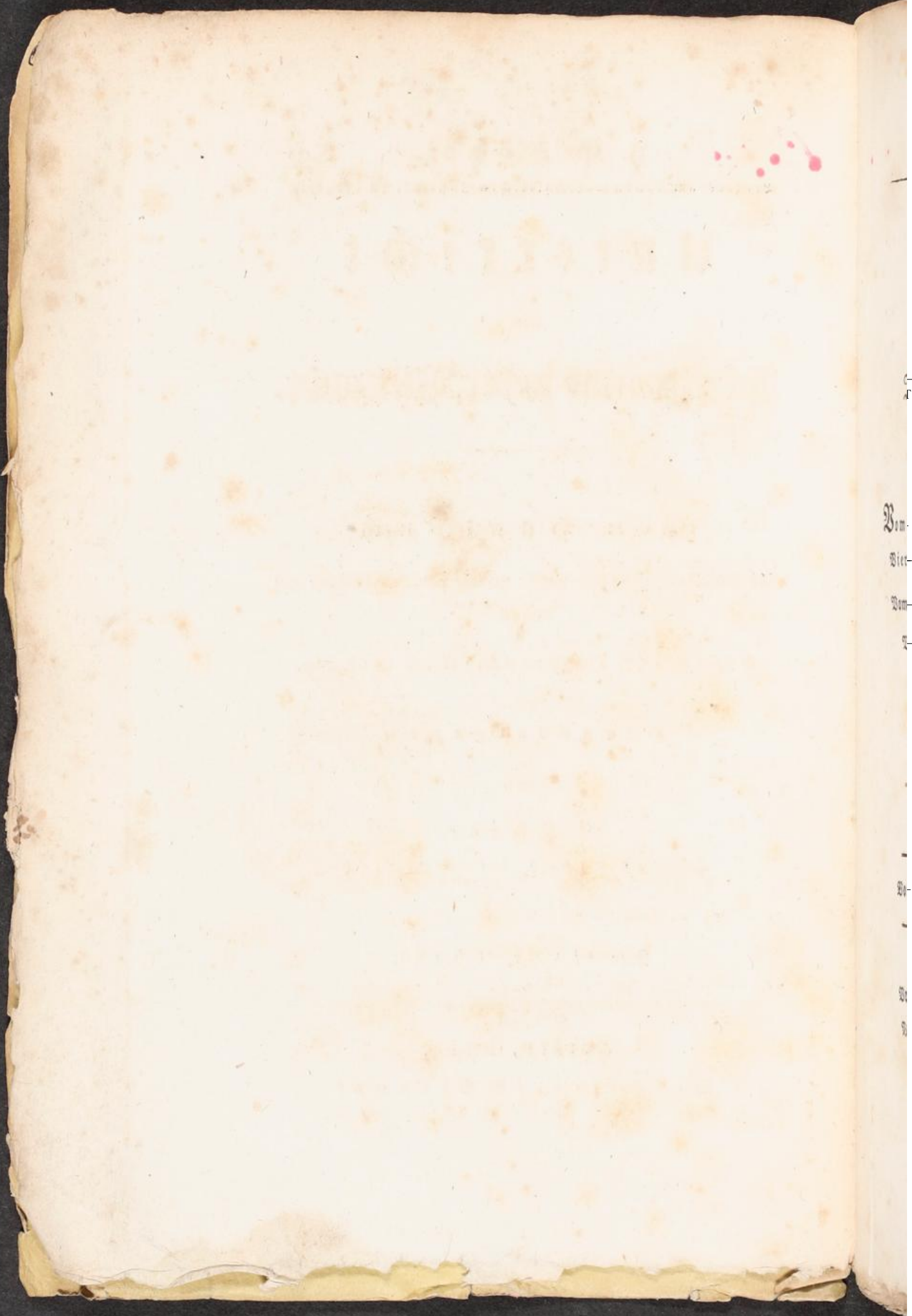
Königl. Preuss. Staatsrath.



Z w e t t e r T h e i l .

Berlin, 1813.

B e t F r i e d r i c h B r a u n e s .



Dom.

Biet

Dom

T

20

30

40

Inhalt des zweiten Theils.

	Seite.
Vom Anbau der Futtergewächse überhaupt.	
Vierzehntes Kapitel.	1
Vom Anbau der einzelnen Futtergewächse.	
Von den Kartoffeln (Knollen, Erdtöfeln, Nudeln &c.).	10
— — Kohlrüben (Brucken, Steckrüben).	37
— — weißen Rüben (Wasserrüben).	47
— — Mohrrüben oder Möhren (Karrotten, gelbe Rüben).	57
— — Runkelrüben.	64
Von Kohl, Kopfkohl oder Weißkraut.	69
— rothen oder spanischen Klee, Kleber, Brabanter oder Kopfklee.	74
Von der Luzerne und Esparsette.	91
Von Spörgel (Knicksch, Kranisch, Knöterich, Zuling, Kulinka, Nettkamm).	98

	Seite
Von den Wiesen.	
Fünfzehntes Kapitel.	106
Von der Viehzucht im Allgemeinen.	
Sechzehntes Kapitel.	121
Von der Stallfütterung des Viehes.	132
Einige allgemeine Regeln der Viehzucht und Viehhaltung, anwendbar für alle Hausthiere.	152
Von der Pferdezucht	162
— — Rindviehzucht.	173
— — Schaafzucht.	207
— — Schweinezucht.	230

Vom W

Es giebt in
auf denen ab
längliche We
in der Nähe
len in Wiede
reichen und
ausschließt
nung als

Die n
nicht die
schlecht zu
tragen. Au
rigen Weise,
mer zur Wei
ordentlich auf
reften Orten,
ger leiden.

Es lang
guter Weis
II.

Vom Anbau der Futtergewächse.

Vierzehntes Kapitel.

Es giebt in unsern Gegenden sehr wenige Ländereien, auf denen ohne menschliche Kunst und Arbeit eine hinlängliche Menge Viehfutter wächst. Sie finden sich nur in der Nähe von Strömen, Flüssen, Bächen und zuweilen in Niederungen zwischen hochliegenden Feldern, diese reichen und fruchtbaren Grasländereien, die dann bald ausschließlich zur Weide, bald theilweise zur Heugewinnung als Wiesen benutzt werden.

Die mehresten übrigen Wiesen und Weiden, welche nicht die genannte natürliche Lage haben, pflegen so schlecht zu seyn, daß sie nur ein kärgliches Viehfutter tragen. Auf den Ackerländereien konnte nach der bisherigen Weise, wo das bessere Land nie einen vollen Sommer zur Weide liegen konnte, ebenfalls keine Graspflanze ordentlich aufkommen, und das Vieh mußte an den mehresten Orten, sowohl im Sommer wie im Winter, Hunger leiden.

So lange das der Fall ist, kann weder vieler, noch guter Mist erzeugt werden. Das Stroh vom eigent-

lichen Getreide ist zwar die Grundlage des Mistes, aber lediglich, ohne Heu, Klee, Gras und Wurzelgewächse, dasselbe mit dem Viehe verfüttert, giebt einen sehr mageren Mist.

Was kann der Landwirth aber anrichten, wenn er sich nicht recht viel guten Mist verschafft? Welch' ein Mittel hat er sonst, durch welches er sich eben so leicht und so dauernd aus Noth und Dürftigkeit heraus arbeiten kann? Ich kenne keinen sicherern Weg für den Landmann sich in Wohlstand zu versehen, in einen solchen Wohlstand, der nicht vorübergehend, also vergänglich, sondern bleibend ist, als den: die Fruchtbarkeit seiner Felder zu vermehren. Dies geschieht doch hauptsächlich durch den Mist.

Könnte man Mist für Geld bekommen, und man wäre vermögend genug, die Auslage zu machen, so würde man sein Geld auf keine bessere Weise verzinset erhalten, als vom eigenen Acker. Selten ist diese Gelegenheit zum Ankauf des Mistes vorhanden; und eben so selten ist der Landmann jetzt in solchen Umständen, dafür baares Geld ausgeben zu können. Er kann aber seinen Zweck dadurch erreichen, daß er in seiner Wirthschaft andere Einrichtungen trifft, sich Viehfutter bauet, und dadurch seinen Misthaufen verbessert und vermehrt.

Wie man den Mist auf das beste im Stalle und außer demselben behandeln müsse; wie man seiner Verzettlung vorbeugen, und auf alle Art ihn zu vermehren bemüht seyn sollte u. s. w., davon habe ich schon im

vierten Kapitel weitläufig gesprochen. Jetzt bleibt mir noch zu zeigen übrig, wie man die verschiedenen Futtergewächse am leichtesten und besten anbauet, aus welchen mit Hülfe des Strohes, oder in Ermangelung dessen, anderer Einstreuung, der gute Mist erfolgt. Diese Gewächse sind außer den schon erwähnten Hülsenfrüchten der Klee, Spörgel, die Kartoffeln, Rüben aller Art, Möhren, der Kohl u. s. w.

Ehe ich aber von dem Anbau dieser Gewächse selbst etwas sage, will ich noch einige Betrachtungen voraus schicken, die uns in den Stand setzen, über den Anbau des Viehfutters auf den Getreidefeldern richtig zu urtheilen.

Die Erde ist aller Menschen, Thiere und Pflanzen Ernährerin. Indem wir dem Erdboden unsere Saamen anvertrauen, und sie in ihm wachsen, danken wir unsere Nahrung ihm ganz allein. Ohne unser Zuthun giebt er uns aber wenig; mehr giebt er den Menschen in den heißeren Erdstrichen, wo die Arbeit, der Hitze wegen, läßiger ist. Denken wir uns aber hier eine Wildniß, einen Wald, oder überhaupt eine ganz unangebauete Gegend. Was werden wir da finden, um unsern Hunger zu stillen? — Nichts als einige elende Beeren, Eicheln und dergl. Früchte, die jetzt kein Mensch anrühren mag. Aber auch Thiere — wenigstens größerer Art — werden sich auf einer gleichen Fläche Landes im wilden Zustande viel weniger ernähren, als wenn sie von Menschen bearbeitet wird, und neben den mensch-

lichen Nahrungsmitteln noch eine große Menge thierischer Nahrung trägt. Das Wild, welches sich auf einer Feldmark ernähren würde, die hundert Menschen mit ihren nöthigen Hausthieren durch sorgfältige Bebauung Nahrung giebt, würde kaum für zehn Menschen hinreichen.

Der Schöpfer verband also die Vermehrung und Fortpflanzung des Menschengeschlechts mit der Bebauung der Erde. Durch klug angewendeten Fleiß trägt sie uns zehn, ja dreißigfältige Frucht. Wem sollte wohl unbekannt seyn, zu welchem Ertrage fleißige Landleute auf einzelnen Stücken eine Getreidefrucht bringen können? Wer denkt nicht an einen gut genützten Garten, wo auf Einem Morgen oft mehr menschliche Nahrungsmittel erzeugt werden, als auf fünf schlecht bestellten andern Morgen im freien Felde?

Nicht anders ist es mit den Nahrungsmitteln der Thiere oder dem Viehfutter. Lassen wir Land zur Weide liegen, ohne etwas dafür zu thun, ohne ein Futtergewächs darauf auszusäen, so kommen anfangs nur wenige und kleine Gräser und Pflanzen zum Vorschein. Es muß schon Boden der besten Art seyn, wenn drei Morgen zu einer Kuhweide hinreichen sollen.

Säen wie aber eins der genannten Futtergewächse an, so können wir auf jener Fläche von drei Morgen wohl drei Kühe ernähren. Durch unsere Mühe und Arbeit vermehren wir also auch hier bei der Ernährung des Viehes den Boden um zwei volle Drittheile. Denn

ist es nicht einerlei, ob ich wirklich neun Morgen besitze oder nur drei, wenn ich von drei Morgen eben so viel Vortheil habe?

Wenn ich aber dadurch, daß ich dasjenige Land, welches sonst zur Viehweide diente, nun mit Futtergewächsen bestelle, und von einem Morgen so viel Viehfutter erhalte, als von drei Morgen, die zur wilden Weide liegen, so folgt, daß ich nun auch von gleicher Fläche dreimal so viel Mist erhalte, wie sonst. Denn der Mist erfolgt nur aus der Fütterung und der Einstreu. Bedenken wir noch, daß bei dem Weidegange das Vieh den ganzen Tag herum laufen mußte, um sich die wenigen Bissen zusammen zu suchen, die zerstreut auf der Weide herum standen, so muß es uns gleich einfallen, daß wenigstens die Hälfte von dem Mist, welcher aus dem Weidegrase erfolgte, einzeln verzettelt wurde, wo er nur wenig zu Nutzen kam. Bloß die andere Hälfte wurde von dem Viehe in den Stall gebracht.

Wird das Vieh also mit den angebaucten Gewächsen ganz im Stalle gefüttert, so erhalten wir von einem Morgen, mit Futtergewächsen ordentlich bestellt, so viel Mist, wie von sechs Morgen wilder Weide bei hinlänglicher Einstreuung.

Glaubt nicht, lieben Landleute, daß dies bloße Meinungen und Vermuthungen sind. In solchen Gegenden, wo man alles Vieh im Stalle füttert, ist man so fest von der Wahrheit des hier Gesagten überzeugt, daß niemand daran zweifelt. Jeder Zweifler könnte sich dort

auch sogleich durch die großen Haufen fetten Mistes eines andern belehren lassen, so wie durch das schöne Getreide, welches er in jenen Gegenden antreffen würde.

Der Verfasser hat selbst die Erfahrung gemacht, wie schnell sich der Mist dadurch vermehren läßt, wenn man so viel Futter anbauet, daß man das Vieh Sommer und Winter reichlich im Stalle ernähren kann. Er fand eine Wirthschaft vor, wo das Rindvieh im Sommer auf den Braach: und nachher auf den Stoppelfeldern weidete. Er fieng an diejenigen Felder mit Futtergewächsen aller Art zu bebauen, die sonst zur Weide bestimmt waren. Mit dem dritten Theile Landes konnte er nun mehr ausrichten, als vorher mit dem Ganzen. Er kam dadurch in den Stand, nicht nur im Sommer das Vieh reichlich zu ernähren, sondern hatte nun auch Gelegenheit, es für den Winter besser wie vorher zu versorgen.

Der Mist mehrte sich nicht allein zusehends, sondern nahm auch in der Güte zu. Die Futtergewächse fingen an immer besser zu gedeihen, so wie allmählig mehr Mist ins Land kam. Aber auch die Stroh: und Getreideernten wurden von Jahr zu Jahr besser, so wie der bessere Mist endlich allen Feldern zu Theil wurde.

Ich kann daher aus voller Ueberzeugung allen braven Landleuten, denen es mit der Verbesserung ihres Zustandes ein Ernst ist, den Anbau der Futtergewächse mancherley Art anrathen.

Der große Versorger und Ernährer der Menschen scheint es zu wollen, daß der Mensch mit Hülfe der

Thiere sich ernähren, und diejenigen Früchte anbauen soll, die seine Speise sind. Dies scheint mir außer anderem schon daraus hervor zu gehen, daß die Getreidearten, die die hauptsächlichste Nahrung des Menschen sind, am besten gedeihen, wenn sie mit Futtergewächsen im Wechsel angebauet werden. Erhalten wir nicht dadurch einen Fingerzeig, wie wir unsere Einrichtungen zu treffen haben, um die Absichten der Natur zu erreichen?

Verweilt noch einige Zeit bei diesem Gegenstande. Denkt Euch recht lebhaft die Wechselwirkung zwischen Viehzucht und Ackerbau. Die Thiere sollen leben, aber auch sie leben nur für den Menschen, den Herrn der sichtbaren Schöpfung.

Sie, die Thiere, nähren sich größtentheils von Pflanzen. Diese beginnen den Anfang in der lebenden Welt, und werden den Thieren Mittel ihres Lebens. Die Pflanzen stehen auf der untersten Stufe des Lebens, aber sie leben doch. In ihnen bewegen sich Säfte, wie im thierischen Körper. Vom Keimen des Saatkorns bis zu dem Zeitpunkte, wo sich neue Saatkörner gebildet haben, ganz ähnlich denjenigen, welche man aussäete, gehen die Pflanzen die wunderbarsten Veränderungen durch, die nur deswegen so wenig beachtet werden, weil sie täglich zu sehen sind.

Diese wohlthätigen Geschöpfe, die Pflanzen, leben nun zwar in der Erde, aber ihre eigentliche Nahrung ist doch nicht Erde, sondern wird bloß in derselben zubereitet, und besteht aus Rückständen und Ueberbleibseln

ehemaliger Thiere und Pflanzen, die wir unter dem Namen Modererde kennen gelernt haben. Daß diese in den verschiedenen Bodenarten in verschiedener Menge vorhanden ist, habe ich im ersten Kapitel gesagt. Wir können diese Pflanzennahrung aber auch ganz, oder doch größtentheils, aus einem Boden heraus bringen, wenn wir ihn zum Anbau von Gewächsen zwingen, ohne ihm durch den Mist immer so viel wieder zu geben, als die Gewächse ausziehen. Wir nennen einen solchen Boden ausgezehrt, mager, dürftig, schlecht.

Damit aber unser Land in den Zustand der Erschöpfung und des Mangels an Pflanzennahrung nicht komme, müssen wir darauf bedacht seyn, immer so viel Mist aufzufahren, als es bedarf.

Diesen Mist erhalten wir nur durch die Thiere. Werden die Gewächse, welche ein Acker trug, durch unser Vieh in Mist verwandelt, und in solcher Gestalt dem Lande zurück gegeben, so erhält dieses dadurch mehr Pflanzennahrung, als es zur Erzeugung jener Gewächse hergab. Denn dadurch, daß sie durch den Leib der Thiere gingen, werden sie weit geschickter, neuen Pflanzen zur Nahrung zu dienen, als wenn sie blos vermoderten oder verweseten, und so wieder zurück auf das Land gebracht wurden.

Diese Vermehrung der Pflanzennahrung erfolgt aber schneller und besser durch solche Gewächse, die im grünen, saftigen Zustande vom Felde kommen und den Thieren gefüttert werden. Die reifenden Getreidefrüchte ges

ben ihren edelsten Theil, die Körner, den Menschen. Den Thieren verbleibt das Stroh, welches ihrem Körper allein weder Kraft noch Saft zur Mistverwandlung giebt. Sie müssen also nahrhaftes Futter erhalten, wenn dieses Stroh von den Halmfrüchten in guten Mist verwandelt werden soll.

Und nur unter dieser Bedingung trifft ein, was ich eben sagte, daß durch die Thiere, durch ihre Verwandlung der Pflanzen oder Gewächse in Mist, die Pflanzennahrung in der Erde selbst sich jährlich mehre. Ohne dies wird der beste Boden endlich ausgesogen.

Erhalten die Thiere aber recht viel kräftige Nahrungsmittel, von denen sie gedeihen und sich wohl befinden, so geben sie uns Menschen wieder mancherlei Nahrungsmittel durch ihre Milch und ihr Fleisch, und liefern uns unsere übrigen Bedürfnisse der Kleidung, Bequemlichkeit &c. Gewächse, die wir also bloß für die Thiere anbauen, sind darum noch für uns keinesweges als Nahrungsmittel verloren. Sie werden durch die Thiere zu unsern Nahrungsmitteln ebenfalls umgeschaffen; und dies sind gerade diejenigen, mit denen vereint uns die Getreidefrüchte die wohlschmeckendste Speise geben.

Die weit größere Vermehrung des Mistes, die aber durch den Anbau von Futtergewächsen erfolgt, hat auch sehr bald auf die Vermehrung des eigentlichen Getreides Einfluß. Denn je mehr Nahrung die Pflanzen im Boden vorfinden, desto besser gedeihen sie. Je mehr Pflanz-

zen man anbauet, desto mehr Thiere kann man ernähren. Beides, Pflanzen und Thiere, geben dem Menschen Nahrung. Je mehr also der Erdboden von jenen beiden hervorbringt, desto mehr Menschen werden sich erhalten und des vernünftigen Daseyns erfreuen können.

Und so betrachtet erscheint uns das Leben der Pflanzen und Thiere als eine ewig in einander geschlungene Kette, an die sich zuletzt der Mensch anschließt. Eins kann ohne das andere nicht bestehen. Werden die untersten Glieder dieser Kette, die Pflanzen, heraus gerissen, so ist das ganze Band gelöst. Sie haben selbst ein unvollkommenes Leben, aber sie geben den vollkommeneren Wesen Nahrung. Sie vermehren, darauf sinnen, von einer kleinen Fläche eine große Menge zu gewinnen, heißt das menschliche Leben selbst vermehren.

Vom Anbau der einzelnen Futtergewächse.

Von den Kartoffeln (Knollen, Erdtuffeln, Nudeln &c.)

Wo soll ich anfangen, um die Vortreflichkeit dieses Gewächses würdig zu preisen? — Menschen und Thiere verzehren die Kartoffeln mit Wohlgeschmack. Ja sie werden in manchen Gegenden von uns bald häufiger als das Brod gegessen.

Ihr wichtigster Vorzug ist aber der, daß sie auf gleicher Fläche weit mehr Nahrungsmittel tragen, als

irgend ein anderes, von uns angebautes Gewächs, und mehr als das beste Getreide. Von Einem Morgen Landes kann man recht gut achtzig bis hundert Scheffel Kartoffeln ernten; in einzelnen Fällen hat man schon mehr als das Doppelte gehabt.

Nun sind aber drei Scheffel Kartoffeln im Verbräuche so gut wie ein Scheffel Roggen. Bleiben wir also auch nur bei einer Kartoffelernte von achtzig Scheffeln auf dem Morgen stehen, so sind diese so gut wie sechs und zwanzig Scheffel Roggen, die man nicht auf Einem Morgen erbauen kann.

Als Futtergewächs betrachtet, haben die Kartoffeln vor den übrigen Gewächsen der Art folgendes voraus:

1) Sie nehmen mit den mancherley Bodenarten am ersten vorlieb. Man kann sie im Sandboden bauen, der außer Roggen und Buchweizen fast kein Gewächs weiter trägt; aber auch im festesten Thonboden gebauet, erhält man bei zweckmäßiger Bearbeitung noch eine gute Ernte von ihnen.

2) Sie haben viel weniger Feinde unter den Rau-
pen und Würmern, als die Kohl- und Rübengewächse. Man hat also nicht zu besorgen, daß man durch solche Thiere um die ganze Kartoffelernte kommen werde, wie es mit dem Kohl und den Rüben wohl zuweilen geschieht.

3) Selbst unglückliche Witterung schadet den Kartoffeln weniger, wie den andern Futtergewächsen. Sie halten weit mehr Dürre aus, als die verpflanzten Gewächse.

4) Das Ausstecken oder Legen der Kartoffeln kann fast bei jeder Witterung geschehen. Wie ängstlich muß man dagegen die Witterung zum Pflanzen des Kohls und der Rüben wahrnehmen? Wie sorgfältig muß man das Land zu diesen letztern Gewächsen vorbereiten? — Auch dies hat man bei den Kartoffeln nicht in dem Grade nöthig. Sie gedeihen allerdings in dem lockern, gut zubereiteten Boden am besten. Aber sie ertragen es auch, daß man während ihres Wachstums den Boden noch vollends bearbeitet, wenn man es vorher nicht zur Genüge gethan hat.

5) Endlich muß ich noch erwähnen, daß die Kartoffeln, wegen ihrer mehligten Beschaffenheit, unter allen Futtergewächsen dem Getreide am ähnlichsten sind. Man kann sie daher bei der Fütterung des Viehes auch da gebrauchen, wo man sonst Getreide zu geben gezwungen ist. Zum Tränken der trächtigen Kühe und zum Mästen der Schweine sind die Kartoffeln gekocht, wie allen bekannt, ein herrliches Futter.

Auch den Pferden kann man die Kartoffeln geben, und dadurch alles Kornfutter ersparen. Zum Brodbacken, zum Stärkemachen und zum Brauntweimbrennen werden die Kartoffeln so gut wie Getreide gebraucht.

Ich könnte noch mehrere dergleichen Vorzüge aufzählen, wenn ich nicht wüßte, daß jeder kluge Landmann schon fest genug von der Vortreflichkeit dieses Gewächses überzeugt wäre. Ich will daher zu der Anweisung über:

gehen, wie man die Kartoffeln am besten und leichtesten anbauet.

Zuerst etwas von dem Boden, welcher den Kartoffeln am zuträglichsten ist.

Wenn ich gleich von ihnen angerühmt habe, daß sie zur Noth mit dem verschiedensten Lande vorlieb nehmen, so habe ich damit keinesweges behaupten wollen, als wäre ein Boden so gut zu diesem Gewächse wie der andere. Sehr fester, thoniger Boden sagt ihnen weniger zu, als ein mürber, mit Modererde wohl gemengter Lehm Boden. Hat derselbe eine etwas feuchte Lage, so ist er um so passender dazu; aber Nässe können die Kartoffeln gar nicht ertragen. Sie verfaulen dann schon, ehe sie keimen, oder wenn sie im besten Wachsthum sind.

Auf einem solchen, der Nässe nicht ausgesetzt Lehm Boden, geben sie einen äußerst sichern und sehr hohen Ertrag, der fast von keiner Witterung abhängig ist, wenn man das Land dazu gehörig tief bearbeitete. Denn in diesem Falle können sie Monate lang eine große Dürre aushalten, wie ich aus Erfahrung weiß, und nasse Witterung schadet ihnen eben so wenig, wenn man nur dafür sorgt, daß das Wasser nirgends stehen bleibt.

Je mehr sich der Boden aber zum reinen Sande oder zum strengen Thon hinneigt; also nicht aus der glücklichen Mischung beider Erdarten in ziemlich gleichem Verhältnisse besteht, wie es bei dem Lehm Boden der Fall ist, um so unsicherer wird der Kartoffelbau auf einem

solchen, und um so mehr Aufmerksamkeit erfordert die ganze Behandlung der Kartoffeln.

Der strenge, gebundene Thonboden muß zu Kartoffeln sehr oft und gut bearbeitet, und mit solchem Mist gedüngt werden, der ihn lockerer macht. Beobachtet man dies gleich im Frühjahre gehörig, und bereitet solchen Boden zu den Kartoffeln so vor, daß sie in ein wohl zerkrümeltes Land kommen, und verhütet durch die nachfolgende Bearbeitung, daß es niemals in Schollen zusammen trocknet, so werden die Kartoffeln sehr gut hier wachsen, und werden durch ihre Beschattung hernach den Boden unter sich feucht und locker erhalten. Und dann kann man nicht nur eine gute Kartoffelernte erwarten, sondern das Land selbst wird durch diese Bearbeitung und nachmalige Beschattung zu allen nachfolgenden Getreidefrüchten auf eine vortrefliche Weise vorbereitet.

Je sandiger und lockerer der Boden wird, um so weniger richtet man mit der Bearbeitung aus. Sie ist darum gerade in solchem Lande nicht unnütz; sie wird sich, wie in der Folge gezeigt werden soll, immer reichlich bezahlen, nur nicht so, wie im festen Boden. Dafür muß man das Sandland aber recht zeitig bestellen; man muß es weniger aber dafür um so tiefer pflügen; man muß die Kartoffeln etwas dichter darauf ausstecken, damit sie hernach durch eine dichte Beschattung dem Austrocknen zuvorkommen, wenn man hier gute Kartoffeln erbauen will,

Beobachtet man dies und düngt zugleich mit recht kräftigem, kurzen Mist, so wird man auch bei ziemlicher Dürre auf Sandland noch gute Kartoffeln ernten. Denn diese können weit mehr trockene Bitterung aushalten, wie die Getreidearten.

Ob das Land mit Unkraut aller Art angefüllt ist, auf welches man Kartoffeln bringen will, braucht man gar nicht in Erwägung zu ziehen. Denn es ist gerade ein Hauptvorthail, den man durch ihren Anbau erreicht, daß man das Land dadurch von Unkraut reiniget. Gerade das allerunreinste, verwildertste Land muß man zu den Kartoffeln nehmen, und es sich gleich vornehmen, nicht eher zu ruhen, als bis man alles Unkraut zerstört, und das Land ganz mürbe und klar gemacht hat. Gewöhnlich erntet man dann in solchem vormals unreinem Lande bessere Kartoffeln, wie in reinem, weil die Unkrautswurzeln zur Düngung werden, wenn man sie so sehr beunruhigt, daß sie verwesen müssen.

Wollt Ihr aber mit der Bearbeitung verwilderten Landes Euren Zweck erreichen, lieben Freunde, so müßt Ihr sie nicht verschieben, bis Ihr die Kartoffeln pflanzen wollt. Ihr müßt schon im Herbst damit den Anfang machen. Ihr pflügt das Land dazu zeitig um, und laßt es in rauhen Furchen ungeegget liegen. Durch den Frost wird es mürbe werden, und die Queckenwurzeln werden zum Theil erfrieren.

Nach dem Abtrocknen wird dieses Land im Frühjahr tüchtig geeget und zum zweiten Male gepflügt.

Wäre es ganz mit Wurzelunkraut überzogen, so würde das erste Pflügen nur flach geschehen müssen. Wäre es aber vorzüglich voller Saamenunkraut, wie Hederich 2c. so müßte man gleich im Herbst recht tief pflügen. Bei Wurzelunkraut würde aber die zweite oder die Frühjahrsfurche am tiefsten gegeben werden müssen. Auch würde wohl in diesem Falle ein drittes Pflügen noch sehr zuträglich vor der eigentlichen Aussaat seyn. Bei mehr sandigem Boden und vielem Hederich, reicht ein zweimaliges Pflügen vor dem Pflanzen der Kartoffeln. Je thoniger aber der Boden wird, um so nöthiger wird ein öfteres Pflügen vor der Saat, wie ich schon einmal gesagt habe.

Hat man durch die fleißige Bearbeitung das Land so weit vorbereitet, daß alle Schollen und ganze Furchen zerrissen sind; daß es durchaus wenigstens locker und mürbe ist, sollten auch die Queckenwurzeln noch leben, wie gewöhnlich, so kann man zum Legen und Pflanzen der Kartoffeln schreiten.

Vorher muß ich aber noch der Düngung gedenken. Man hat verschiedene Gebräuche, wie und wann man den Mist zu Kartoffeln fährt. Manche behaupten, daß es besser sey, den Mist nicht eher aufs Land zu bringen, als bis man die Kartoffeln legen wolle; andere pflügen ihn drei oder viermal mit dem Lande, und fahren ihn also auf, ehe sie dem Lande die erste Furche geben.

Ich rathe so: beobachtet die für Euch schicklichste
Zeit

Zeit zum Mistfahren; die besten Wege und denjenigen Zustand des Mistes, wenn er gehörig gefault ist. Denn nach meinen Erfahrungen macht es wenig Unterschied, man pflügt den Mist mit dem Lande, oder man bringt ihn erst bei der Aussaat der Kartoffeln auf. War der Mist nur gut, so wird er in beiden Fällen seine Wirkung äußern. Bei sehr durch Quecken und andern Graswurzeln verunreinigtem Lande wird die erste Bearbeitung des Landes durch langen Mist erschwert, weil die Eggen sich vollschleppen und nicht eindringen; hingegen bei Land, welches voller Hederichsfaamen ist, wird eine frühe Düngung gleich mit der ersten Pflugfurche das Keimen des Saamens sehr befördern, welches man immer zu befördern suchen muß, wenn man das Land bearbeitet.

Genug, einen ganz bestimmten Rath über die beste Zeit der Mistausfuhr zu Kartoffeln kann ich nicht geben, sondern mache einen jeden aufmerksam, die erwähnten Umstände und sein Land zu betrachten, und sich danach, so wie nach seiner Zeit, zu richten. Denn da zu Kartoffeln der Wintermist genommen wird, so ist es wohl sehr gut, wenn man ihn auch zum Theil im Winter ausfährt, um hernach desto mehr Zeit zu andern Arbeiten zu haben, wenn die Witterung besser wird.

Die Kartoffeln und alle Wurzelgewächse erfordern eine stärkere und bessere Düngung, als Getreide. Ich setze voraus, daß jeder gute Wirth seinen Mist so verpacken und zurichten wird, als ich im vierten Kapitel von der Düngung gelehrt habe. Denn ein solcher ge-

faulter Mist ist zu ihrem guten Gedeihen nöthig; in ausgewaschenem, rohen, strohigen Mist würden sie nur schlecht wachsen.

Kartoffeln erfordern Mist, aber sie geben ihn mit reichen Zinsen zurück, d. h. wenn sie verfüttert werden, so erlangt man mehr Mist von ihnen, als sie zu ihrem Wachsthum gebraucht haben. Ich will hier nicht eine bestimmte Fuderzahl für den Morgen ansehen, weil erstlich die Fuder selbst in jeder Gegend anders sind, und weil es bei der Düngung zu Kartoffeln auf den Boden selbst und auf die Früchte ankommt, die man noch nachher von dieser Düngung ernten will.

Ist der Boden z. B. fest und thönig, so wird man ihn durch eine sehr starke Düngung locker machen müssen. Will man im zweiten Jahre nach den Kartoffeln eine gute Kleeernte, und danach vielleicht noch eine gute Weizenernte halten, so muß man gleich bei der Düngung darauf Rücksicht nehmen. Ein Drittheil Mist mehr, wie zu Getreide, muß man in der Regel wohl immer zu Kartoffeln geben.

Das Kartoffelland muß einmal ganz vorzüglich bearbeitet werden. Damit sich nun aber auch die Arbeit reichlich bezahle, so ist eine starke Düngung nothwendig. Nach einer solchen keimen alle Unkräuter besser und leichter; die Kartoffeln geben in gut gedüngtem Lande beinahe das Doppelte gegen mager gedüngtes Land; alle folgende Früchte gerathen um so besser, und man kann danach noch drei, vier bis fünf gute Getreide- und

Futterernten halten, wenn man die Früchte in der von der Natur vorgeschriebenen Ordnung folgen läßt.

Auf thonigem Boden, der mit Einem Male eine sehr starke Düngung zu seiner Lockerung bedarf, aber dafür auch den Mist um so länger an sich hält, kann man nach einer starken Düngung zu Kartoffeln noch folgende Früchte bauen: 1) Gerste mit Klee, 2) Klee, 3) Weizen, 4) Wicken oder Erbsen und 5) Roggen. Auf Boden, der mehr Sand hat, wie auf sandigem Lehmboden, der mit Modererde mäßig vermengt ist, kann man zwar nach einer schwächeren Düngung schon eine gute Kartoffelernte halten. Man darf aber auch nicht darauf rechnen, daß man so viele Früchte wie auf dem vorigen Boden nach dieser Düngung ziehen kann. Trägt der mehr lockere Boden zuerst nach den Kartoffeln Sommerweizen, Hafer oder Gerste mit Klee, zweitens Klee und drittens Roggen oder Weizen, so wird man nun auch aufs Neue düngen müssen.

Wer wegen geringer Mistvorräthe zu seinen Kartoffeln nicht stark düngen kann, aber doch gern recht viele Kartoffeln ziehen will, der wird die Wirksamkeit des Mistes dadurch vermehren können, daß er den Mist unmittelbar auf die Pflanzkartoffeln legt, ehe er sie mit Erde bedeckt. Dies macht man so: nachdem das Land zu Kartoffeln völlig bearbeitet ist, fährt man erst den Mist auf. Man breitet ihn aus, und schreitet nun zum Legen der Kartoffeln. Man giebt einem Jungen eine Harke und läßt nur damit den Mist immer in diejenige

Furche ziehen, in welche die Kartoffeln gelegt werden. Dadurch wachsen die Kartoffeln gleich vom ersten Anfange an durch den Mist durch, und haben ihn so nahe, als möglich.

In besonders zähem Boden, wo man die Kartoffeln nicht nach dem Pfluge einlegt, sondern einhackt, hat man den Gebrauch, daß man mit der Hand auf jede Kartoffel Mist legt, ehe man sie mit Erde bedeckt.

Die schickliche und beste Zeit zum Ausstecken der Kartoffeln dauert sehr lange. Man kann sie den ganzen April und Mai durch legen; ja ich weiß, daß man zu Anfange des Juni Kartoffeln ausgesteckt, und noch eine sehr gute Ernte von ihnen erhalten hat. Man binde sich daher ja nicht ängstlich an eine gewisse Zeit, die irgend in einer Gegend für die beste gehalten wird, noch weniger richte man sich bei der Aussaat nach dem Mondwechsel.

Die beste Zeit zur Aussaat der Kartoffeln ist in den beiden genannten Monaten die, wo man sein Land recht gut dazu vorbereitet hat. Dies möglichst gut vorher zu thun, rathe ich jedem an. Er wird sich hernach die Bearbeitung der Kartoffeln selbst sehr erleichtern. Ob man gleich während des Wachsthums der Kartoffeln Platz genug zur Bearbeitung hat, so ist sie doch immer umständlicher, als wenn das Land noch gar nicht bestellt ist, und man die Kreuz und Queere mit den Ackergeräthen ziehen kann.

Ich weiß wohl, daß manche ihre Kartoffeln in zä-

hes, rauhes Land legten, bloß weil sie eine frühe Aussaat für zuträglich hielten, und daß die Kartoffeln derjenigen, welche sich daran nicht gekehrt, sondern ihr Land tüchtig bearbeitet hatten, eben so früh ausliefen, ob sie gleich zehn bis zwölf Tage später in die Erde gekommen waren. Je reiner, mürber das Land ist, in welches man die Kartoffeln legt, desto eher kommen ihre Blätter zum Vorschein, und um so schneller wachsen sie empor.

Bloß sandiges Land macht von dieser Regel eine Ausnahme. Hier ist eine frühe Bestellung, ehe das Land von der Sonnenhitze ausgetrocknet ist, doch vorthellhaft. Dieses Land braucht aber auch zu Kartoffeln bei weitem nicht so oft gepflügt zu werden. Oft ist schon ein einmaliges Pflügen hinreichend.

Man bringt die Kartoffeln auf die verschiedenste Weise in die Erde.

Manche bereiten das Land dazu wie zu jeder andern Saat, und hacken sie dann mit der Hacke ein.

Anderere nehmen den Spaten. Einer hebt damit die Erde auf, und der Andere wirft in dies Loch die Saatkartoffeln hinein, die der Erste mit der ausgehobenen Erde bedeckt.

Die leichteste und beste Art ist wohl die, die Saatkartoffeln in die Pflugfurche zu legen, und sie durch den Pflug mit Erde zu bedecken. Jene Art der Aussaat mit Hacke und Spaten schickt sich mehr für kleine Leute, die kein Gespann halten können und ihr Land graben. Alle

diejenigen aber, welche Gespann haben, thun besser, das Land vorher zu bearbeiten, damit dies Unterpflügen angeht.

Das Einlegen in die Pflugfurche selbst muß mit einiger Sorgfalt geschehen. Die Kartoffeln müssen nicht so nach Gutdünken hingeworfen werden, sondern man muß jede einzelne in den Rand der lockern Furche zur rechten Hand in der Entfernung eindrücken, als sie liegen soll. Dies macht weniger Schwierigkeiten, als man glaubt, und geht erstaunlich schnell. Es hat aber den Vortheil erslich, daß die Kartoffeln gleich weit von einander zu stehen kommen, weil sie da liegen bleiben, und nicht von den Ochsen oder Pferden so leicht weggerissen werden können. Dann kommen die Kartoffeln auch nicht auf den harten, festen Untergrund, sondern können ihre ersten Wurzeln in lockrer Erde treiben.

Nachlässig in die Pflugfurche hingestreuet wird auch manche Kartoffel vom Pflugrade zerquetscht.

Ein wenig Schwierigkeit macht es, die an den Rand der Furche eingedrückten Saatkartoffeln mit Erde zu bedecken. Man muß den Pflug so einrichten, daß er stark streicht. Man muß also das Streichbrett recht breit stellen, oder ein kleines Brettchen so lange an das Streichbrett befestigen, als man Kartoffeln unterpflügt. Uebrigens kann der Pflüger viel zur ordentlichen Bedeckung der ausgelegten Kartoffeln thun, wenn er immer darauf achtet und den Pflug danach führt.

Gewöhnlich legt man die Kartoffeln in die zweite

Furche. Auf sandigem Boden, wo man breite Furchen halten kann, kommen sie auch weit genug aus einander zu stehen. Auf thonigem Boden, oder solchem, der sehr voller Unkräuter ist, thut man besser, sie in die dritte Furche zu legen, und immer zwei leer zu lassen. Die größere Entfernung, in welcher sie dann zu stehen kommen, erleichtert die Bearbeitung; auch hat ein solcher Boden Kraft genug, um solche Stücke zu treiben, daß sie das ganze Land beschatten können. Man wird gewiß eben so viel Kartoffeln ernten, als wenn man sie dichter gelegt hätte, und kann beträchtlich an der Ausaat sparen.

Zur Saat selbst nimmt man die Mittelfartoffeln, die man eigends dazu jedesmal aussuchen sollte. Ganz große auszustecken ist Schade, weil das übrige Fleisch ohne Nutzen in der Erde verfault. Ganz kleine Kartoffeln darf man aber deswegen nicht zur Saat nehmen, weil sie nicht ihre völlige Reife erlangt haben, mithin nur kränkliche, unvollkommene Stücke hervor bringen würden. Will man aber doch ganz große Kartoffeln ausstecken, so schneide man sie durch.

In Zeiten, wo die Kartoffeln im Frühjahre sehr rar sind, kann man noch hausälterischer mit der Saat zu Werke gehen, wenn man bloß die Augen der großen Kartoffeln aussticht, diese aussetzt, und das Fleisch der Kartoffeln verbraucht. Dies kann man ohne alles Bedenken thun. Man wird von solchen Augen eben so gute Kartoffeln ernten, als von ganzen Stücken.

Nur muß das Land zu einer solchen Pflanzung um so sorgfältiger bereitet werden, damit diese kleinen Keimstückchen in recht klares Erdreich kommen, wo sie ihre Wurzeln mit Leichtigkeit treiben können. Auch muß das Ausstechen einige Zeit vor dem Legen geschehen, damit sie in einer trockenen, luftigen Kammer, dünn ausgebreitet, etwas abwelken und in der Erde nicht faulen. Man kann sie gegen das Frühjahr von den Kartoffeln nehmen, die man täglich kocht.

Diese Kartoffelaugen muß man jedoch dichter legen. Alle fünf oder sechs Zoll muß eins zu liegen kommen. Legt man ganze, unzerschnittene Mittelkartoffeln, so ist die beste Entfernung einer Pflanze von der andern ein Fuß.

Nach dem Pflanzen der Kartoffeln läßt man das Land so lange ungeeggt liegen, bis der Hederich und anderes Unkraut hervor grünen, auch einzelne Kartoffelpflanzen sich zu zeigen anfangen. Dann eggt man das Land tüchtig. Das ist die erste Zerstörung des Unkrauts, wonach die Kartoffeln sich sehr bald völlig zeigen werden.

Bald ist nun auch das Behacken nothwendig. Dies erste Behacken ist von erstaunlicher Wichtigkeit. Je früher es geschieht, desto besser ist es für die Kartoffeln. Je weniger sie überhaupt jemals vom Unkraute leiden, um so besser wachsen sie empor. Sie überwinden es aber nie ganz, wenn sie zu einer Zeit vom Unkraute unterdrückt wurden. Sie werden dann schwachhalmig,

und bilden nie solche starke Stöcke, unter welchen sich die Bollen vorzüglich anhäufen.

Das Behacken kann entweder mit der Hand geschehen, oder eben so gut mit solchen Werkzeugen, die gleich den Pflügen von Pferden gezogen werden. Auf Rittergütern ist diese letztere Art der Bearbeitung schon fast allgemein, weniger wird sie zur Zeit noch von Bauern angewendet. Letztere können die Bearbeitung ihrer Kartoffeln mit der Hand freilich leichter erzwingen, als Besitzer sehr großer Güter. Wolten sie aber so viel Kartoffeln anbauen, als ihnen zum Besten ihrer ganzen Wirthschaft anzurathen ist, so werden die Bauergutsbesitzer ebenfalls nicht mehr im Stande seyn, sie blos mit der Hand zu bearbeiten.

Aber selbst in dem Falle, lieben Landsleute! daß es Euch dazu nicht an Händen fehlte, rathe ich Euch doch noch zu der Bearbeitung mit diesen Werkzeugen, weil ich glaube, daß ein jeder noch andere Arbeit vollauf finden wird, wo er seine Zeit nützlich anwenden kann, die er dadurch erspart, daß er die Kartoffeln mit einem Pferde behackt.

Diese Werkzeuge, welche dazu gehören, sind so einfach, daß sie ein guter Stellmacher und Schmidt nachmachen können, wenn sie nur ein solches Instrument vor sich haben, nach welchem sie arbeiten können. Da sie aber auf den mehresten Rittergütern jetzt schon angeschafft sind, so wird ein betriebsamer Landwirth wohl

Gelegenheit finden, sich eins danach machen zu lassen, wenn es ihm ernstlich darum zu thun ist.

Auch ist gar nicht nöthig, daß ein Einzelner sich beide Werkzeuge, das zum Behacken und das andere zum Behäufeln, anschaffe. Es können ja viere zusammen treten. Zwei halten das Hackeinstrument und zwei das zum Behäufeln. Auf diese Art kämen auf einen nur wenige Kosten, und zwei solche gute Instrumente dauern sehr lange, wenn man sie ordentlich aufhebt.

Man findet ja auf dem Lande häufig den Gebrauch, daß ein paar Nachbarn gewisse Geräthe, die nicht häufig gebraucht werden, in Gemeinschaft haben. Rollen, große zweispännige Eggen, Walzen, Schrauben zum Unterschwellen ꝛc. haben oft zwei und noch mehr Nachbarn gemein; warum könnte man es mit diesen Werkzeugen, die ebenfalls nur eine kurze Zeit gebraucht werden, nicht eben so halten?

Ich kenne eine Gegend in Sachsen, wo alle Bauern ihre Kartoffeln mit Pferden und solchen Werkzeugen behacken. Wenn nur erst einer anfängt, so werden die andern bald nachfolgen, weil die Sache wirklich so vortheilhaft ist.

Denn selbst vor dem Handhacken hat das Bearbeiten der Kartoffeln mit genannten Werkzeugen Vorzüge, so bald ich so viel Kartoffeln habe, daß ich zehn Tage daran hacken müßte, ehe ich damit fertig würde. Die in den letzten vier Tagen gehackten Kartoffeln leiden

gewo
um di
H
gutes
Kartoff
Zeitun
Unkraut
in mei
ten, f
daß es
H
gekomm
noch ei
ten W
gewac

Was
beim
wie si
Luft v
gehen,
an der
S
mehr
gen t
geha
Hie
wei

gewöhnlich schon etwas vom Unkraute, weil dieses gerade um diese Zeit am lebhaftesten wächst.

Habe ich aber ein passendes Instrument und ein gutes Pferd, so kann ich in Einem Tage sechs Morgen Kartoffelland damit schwarz machen. Ich kann also den Zeitpunkt zu dieser Arbeit auswählen, wo gerade das Unkraut eben recht hervorgekommen ist. Da es aber in meiner Macht steht, es in so kurzer Zeit zu vernichten, so brauche ich es nie so heran wachsen zu lassen, daß es den Kartoffeln schädlich würde.

Ist in acht oder zehn Tagen neues Unkraut hervorgekommen, so wiederholt man die Arbeit eben so schnell noch einmal, und sollte es nöthig seyn, sogar zum dritten Male, oder so lange, bis die Kartoffeln so heran gewachsen sind, daß sie behäufelt werden müssen.

Das Häufeln gehet schwerer für das Pferd. Man kann so viel nicht in Einem Tage verrichten, wie beim Behacken. Aber die Arbeit wird auch so sauber, wie selten mit der Handhacke. Man muß sie nur mit Lust verrichten und muß die Reihen ein paar Mal durchgehen, und die Unkräuter ausziehen, die zwischen und an den Kartoffelstauden stehen.

Wie oft habe ich schon sagen hören: ich bauete gern mehr Kartoffeln, wenn ich es nur mit der Arbeit zwingen könnte. Aber gerade dann, wenn die Kartoffeln gehackt werden müssen, ist der Lein zu jäten und der Hirsen, der Kohl zu pflanzen, so daß man oft nicht weiß, was man erst machen soll. — Wie willig muß

man also eine Gelegenheit ergreifen, dieser Arbeit sich zu überheben, oder sie doch mit weit weniger Menschenhänden ausrichten zu können.

Wer dies Behacken mit dem Pferde noch nicht gesehen hat und es anfangen will, der sey nur nicht ängstlich, sondern beginne die Arbeit in der festen Ueberzeugung, daß er eben so gute Kartoffeln danach ernten werde, als wenn er es mit der Hand verrichtete. Man denke aber schon bei der ersten Bearbeitung des Landes zu Kartoffeln darauf, und bereite das Land sehr gut dazu vor. Denn ehe man sich die nöthige Fertigkeit zum Gebrauch dieser Instrumente erworben hat, ist es doch gut, wenn man sie zuerst nur in klarem Lande braucht. Hat man sich erst einige Uebung verschafft, so wird man auch mit unreinem und klößigen, scholligen Lande fertig werden.

Sind die Kartoffeln behäufelt, so bedürfen sie keiner weiteren Pflege. Man hüte sich nur, ihnen das Kraut zu früh abzuschneiden. Ein Gebrauch, der leider sehr häufig angetroffen wird.

Die Kartoffeln müssen ihr Kraut so lange behalten, bis sie reif sind. Dies ist dann der Fall, wenn das Kraut eine gelbe Farbe annimmt. Da nun eine Kartoffelart immer früher reif wird, wie die andere, so muß man frühe und späte Sorten zugleich anbauen; dann kann man das Kraut von allen nützen und kann es abschneiden, ehe es ganz trocken wird. Hätte man

aber
Kraut
M
ernte a
späte
früher
trockene
so beste
andern
Wetter
Se
und spä
ganz ge
vielleicht
Denn
fen,
reif f
tosseln
hals f
M
es irge
gen, v
sonderer
tosseln
aufgese
S
der S
Ma

aber nur eine Kartoffelsorte, so würde das letzte Kraut völlig trocken seyn, ehe man es verfüttert hätte.

Man wird dann aber auch nicht leicht eine Mißernte an den Kartoffeln erleben, wenn man frühe und späte Sorten hat. In diesem Falle trifft vielleicht der frühen Art bei dem Ansehen der jungen Kartoffeln sehr trockene Witterung, und sie geben nicht viel heraus. Um so besser lohnen dann aber die späten, welche zu einer andern Zeit ansetzen und wachsen, und viel günstigeres Wetter treffen können.

Selbst für das Ausgraben der Kartoffeln sind frühe und späte Sorten gut. Wenn die späten vielleicht noch ganz grün sind und am besten wachsen, sind die frühen vielleicht ganz reif, und man kann sie schon ernten. Denn sollen sich die Kartoffeln recht gut aufheben lassen, so muß man sie nicht eher ausnehmen, als bis sie reif sind. In nassen Sommern grünen die späten Kartoffeln bis in den November hinein. Darum muß man halb frühe, halb späte auspflanzen.

Man wählt zum Aufnehmen der Kartoffeln, wenn es irgend angeht, trockenes Wetter. Nicht nur deswegen, weil die Arbeit dann weit besser von statten geht, sondern weil die aus feuchter Erde genommenen Kartoffeln sehr unrein sind und leicht faulen, wenn sie hoch aufgeschüttet liegen.

Man kann sich zum schnelleren Aufnehmen ebenfalls der Hülfe des Pfluges bedienen. Man fährt das erste Mal mit dem Pfluge hart an der Reihe hin, doch so,

daß man in diesem ersten Pflugstreifen keine Kartoffeln umlegt. Zum zweiten Male stellt man den Pflug recht tief, und wendet die ganze Reihe herum. Dadurch kommen die Kartoffeln größtentheils zu Tage. Man stellt nun Kinder und schwache Personen an, die sie auffammeln. Hat man zu dieser Arbeit recht trockenes, warmes Wetter getroffen, so wird man in Einem Tage auf diese Art eine große Menge Kartoffeln herausbringen.

Das Aufbewahren der Kartoffeln in Gruben ist sehr unsicher. Bald erfrieren sie darin, bald verfaulen sie, oder es zieht sich bei nasser Witterung und losem Sandboden Wasser in die Gruben.

Hat man gute Keller, so sind sie da am besten aufgehoben. Selten aber wird der Landmann so viel Kellerraum haben, daß er darin alle seine Kartoffeln bergen könnte. Ich kann aber aus Erfahrung mehrerer Jahre die folgende Art der Aufbewahrung als völlig sicher vor Frost und Fäulniß empfehlen.

Man sucht sich in der Nähe seines Gehöftes einen trockenen und erhabenen Platz, am besten im Garten, jedoch an einer Stelle, wohin man mit dem Wagen kommen kann. Keiner Sandboden darf aber auf dieser Stelle nicht seyn. Am besten ist lehmiger Sandboden, oder sandiger Lehm Boden.

Man überlegt man zuerst, wie viel man in eine Grube bringen will. Besser ist immer, man legt mehrere Gruben an. Sonst ist es gleich. Man kann zehn — zwanzig oder dreißig Wispel in eine Grube auf die zu

beschreibende Art bringen. Es dauert aber nur lange, ehe man sie völlig bedecken kann, und eben so ist es, wenn man sie hinein schafft. Ein Bauer wird am besten zwei, drei bis vier Wispel mit Einem Male vergraben.

Ob ich gleich diese Art der Aufbewahrung auch vergraben nenne, so werden hierbei doch eigentliche Gruben nicht gemacht, sondern die Kartoffeln werden auf eine oben näher beschriebene Stelle, die man vorher mit Stroh belegt hat, auf der platten Erde aufgeschüttet.

Man schaufelt die Kartoffeln auf einen Haufen, daß derselbe die Form eines Daches erhält, und schüttet auf, so viel als man will. Ist nachher dieser Haufen ordentlich zurecht gemacht, so daß er völlig dachförmig da liegt, so bedeckt man ihn auch von den Seiten überall mit Stroh. Dies muß allein die Kartoffeln vor Frost schützen; es muß also nicht zu sparsam aufgelegt werden. Wenn es von der Erde zusammen gepreßt ist, die nachher aufgeworfen wird, so muß es noch wenigstens sechs Zoll oder eine Viertelelle dick seyn.

Ist dies Stroh überall sorgfältig auf die Kartoffeln gelegt, so sticht man rings um den Haufen, einen Schritt von dem Strohe entfernt, einen Graben ab. Die Erde aus demselben legt man Spate bei Spate von unten nach oben auf den Haufen, und wirft so viel Erde auf, daß sie überall eine halbe Elle stark den Haufen bedeckt. Dadurch entsteht ein Graben um den Haufen, der zu

gleich alle Beschädigungen des Viehes von dem Haufen abhält.

Die Erde um den Haufen schlägt man mit einer sogenannten Flurklatsche, oder mit einem eigends dazu gemachten Brette, dicht und fest, und der Haufen ist fertig. Darum ist aber reiner Sand zu der Verfertigung eines solchen Haufens nicht brauchbar, weil er sich nicht dicht schlagen läßt, und weil er ablaufen und vom Winde weggewehet würde, wenn er ausgetrocknet wäre.

Es glaubt vielleicht mancher, dem es erinnerlich ist, wie tief der Frost im Jahre 1803 in den Boden gedrun- gen war, daß die Kartoffeln in solchen Haufen, wo sie nach meiner Anweisung nur eine schwache Bedeckung von Erde erhalten, bei starkem Frost erfrieren müßten. Denn in dem erwähnten Winter war der Frost über eine Elle tief in die Gruben eingedrungen.

Ich kann aber jedem Zweifler aus meiner und vieler andern Menschen Erfahrung versichern, daß die Kartoffeln in den eben beschriebenen Haufen, wenn sie nur recht sorgfältig von unten und von den Seiten mit Stroh verwahrt sind, den stärksten Frost aushalten, ohne daß er ihnen schadet. Die Ursache ist diese:

In die Erde dringt der Frost sehr tief ein, und diese schützt wenig gegen starken Frost. Aber durch dichtes, trockenes Stroh geht er nicht. Ist also nur so viel Erde auf die Haufen geworfen, daß das Stroh recht sehr zusammen gepreßt wird, so hält dieses allen Frost ab.

Ihr

Ihr werdet dies mir auf mein Wort glauben, wenn Ihr zurückdenkt, wie der Frost in die gewöhnlichen Gruben eindringt. Nicht wahr, in den Ecken und an den Seiten der Grube sind die Kartoffeln gewöhnlich erfroren? In der Mitte, wo die Stroh- oder andere Decke lag, da sind sie unversehrt. In dem erwähnten Jahre 1803 war der Frost in manchen Gruben an den Seiten bis auf den Grund gedrungen, und in der Mitte der Grube waren dann allein unerfrorene Kartoffeln. Ist das nicht der sicherste Beweis, daß die Erde nicht gegen das Eindringen des Frostes sichert?

Wenn es aber sonach erwiesen ist, daß die Kartoffeln in solchen Haufen sicher vor Frost liegen, so wird wohl niemand die übrigen Vortheile verkennen, die diese Art der Aufbewahrung vor der in Gruben hat. Denn Feuchtigkeit und Fäulniß trifft die Kartoffeln in solchen Haufen gar nicht. Es ist sogar viel leichter und bequemer, sie so aufzubewahren. Man kann das Ausgraben der Grube sparen. Sollte auch das Bedecken etwas mehr Arbeit machen, welches ich zugebe, als das gewöhnliche Zuwerfen in Gruben, so lassen sich die Kartoffeln aus solchen Haufen auch viel leichter ausnehmen. Man hat nicht das beschwerliche Auslesen und Ausheben aus der tiefen Grube, sondern kann sie auf ebener Erde so bequem wie in einem Keller entrappen und einsacken.

Der einzige Aufwand hierbei ist das Stroh, welches diese Verbergungsart erfordert. In einer guten Wirthschaft wird ja aber doch vieles Stroh eingestreuet. Und

dazu ist es immer noch eben so gut brauchbar, wenn man es nachher trocknet, wenn es von den Kartoffeln abgenommen wird.

Bis jetzt bauete man nur in sehr wenigen Gegenden so viel Kartoffeln, daß man sein sämtliches Vieh reichlich damit füttern konnte. Man war schon sehr zufrieden, wenn man für Menschen und zu Schweinesutter genug hatte. An das Rindvieh kamen aber nur wenige. Höchstens gab man den trächtigen Kühen einen Trank von Kartoffeln, damit sie besser cutern sollten.

Kein Futtergewächs ist aber für solche Gegenden so sicher, als dieses, wo der Boden größtentheils nur lehmiger Sandboden ist. Keins kann auf diesem Boden das Heu so leicht ersetzen. Daher beachte man ja sorgfältig, was ich hier über den Anbau der Kartoffeln, und früher über die Einrichtung der Wirthschaft überhaupt gesagt habe, und fange da, wo es an Futter gebricht, unverzüglich den Kartoffelbau an ins Große zu treiben. Dies wird gar nicht schwer halten, wenn man alles genau befolgt, was ich in diesem Buche gelehrt habe.

Hat man es nur erst dahin gebracht, daß man den Kühen täglich vier Meßen Kartoffeln geben kann, so wird man schon viel mehr Milch von ihnen erhalten, und die Vortheile des Kartoffelbaues immer besser einsehen. Will man aber so viel auf ein Rind täglich geben, so braucht es auf die ganze Winterzeit reichlich zwei Wispel. Kann man nebenbei noch etwas Heu geben, so

ist das schon ein sehr gutes Futter. Ohne Heu und bei bloßem Stroh, sind vier Meßen Kartoffeln für ein starkes Kind nicht hinreichend.

So viele Vortheile man auch aus der Viehzucht bei dem angegebenen Kartoffelfutter an Milch oder Arbeit gegen die ehemalige Strohfütterung ziehen wird, so sind sie doch kaum so viel werth, als der kräftige fette Mist, den man von dieser Fütterung erhält. Auf diesen muß man vorzüglich sehen, und man kann schon froh seyn, wenn man diesen bessern Mist als reinen Gewinn vom Kartoffelbaue sich anrechnen kann.

Aber welcher vielfältige, andere Gewinn wird für Euch daraus hervor gehen, wenn Ihr Euch mehr auf den Kartoffelbau legt?

Ihr könnt Eure Kälber und Euer Jungvieh damit aufziehen. Kleinliche, geschnittene Kartoffeln fressen die Abseßekälber bei etwas Heu und feinem Häcksel in den ersten sechs oder acht Wochen schon. Könnt Ihr die jungen Thiere zwei oder drei Jahre damit fort füttern, so sollt Ihr an dem Gedeihen derselben Eure Freude haben.

Die Zugochsen halten sich bei einer Kartoffelfütterung so gut, wie bei Hafer. Sie müssen aber eben so viel wie die Kühe erhalten. Bei Heu nemlich täglich vier Meßen, und ohne Heu noch mehr, wenn sie immerfort in recht guten Umständen bleiben sollen.

Die Schaafse können mit Kartoffeln gemästet, und auch bloße Zuchtschaafse damit so gut wie mit Heu unterhalten werden.

Selbst die Pferde befinden sich bei der Kartoffelfütterung wohl, und man kann alles Kornfutter durch dieselbe ersparen.

Mehr darüber, wie diese einzelnen Thierarten mit den Kartoffeln zu füttern sind, werde ich sagen, wenn ich von der Viehzucht reden werde.

Doch nicht einmal dann muß ein guter Landwirth mit dem Kartoffelbau und Futterbau aufhören, wenn er seine gewöhnlichen Haushaltsthiere reichlich erhalten kann. Kann er es nur irgend erzwingen, überflüssiges Futter zu bauen, so kann er damit Vieh mästen. Auch darüber wird mehr bei der Viehzucht gesagt werden.

Glaubt nicht, lieben Landleute, daß ich etwas Un-
erhörtes von Euch fordere, wenn ich Euch so sehr zu
dem Kartoffelbau rathe. Ihr habt Landleute, die nicht
nur so viel Kartoffeln bauen, daß sie ihr Vieh ordent-
lich damit erhalten können, sondern noch viel mehrere,
mit denen sie Vieh mästen. Dies thun unter andern die
Bauern im Oderbruche. Mancher verdient an solchem
Mastvieh jährlich über 100 Rthlr.

Ja es giebt dort einen Schulzen, der jährlich mehr
als hundert Wispel Kartoffeln erbauet, und darum
nur allgemein der Rüdelschulze heißt. Fürwahr, ein
ehrenwerther Beinamen, auf den der brave Mann stolz
seyn kann! — — Er fing natürlich auch nicht damit an,
gleich zuerst so viel Kartoffeln zu bauen, sondern viel
weniger. Er sahe aber sehr bald den Vortheil ein, den

die Ochsenmastung, und vorzüglich der daraus folgende Mist für seinen ganzen Feldbau hatten. Darum gab er sich Mühe, von Jahr zu Jahr immer mehr zu bauen, und brachte es dadurch zu der ungeheuren Menge, die ich Euch eben genannt habe.

Von den Kohlrüben (Brucken, Stechrüben).

Nach den Kartoffeln sind wohl von den Gewächsen, welche die Hacke zu ihrem Gedeihen bedürfen, für uns die Kohlrüben die wichtigsten.

Auch sie gedeihen in solchem Boden vorzüglich, der den Kartoffeln der liebste ist, im lockern, tiefen Lehmboden. Jedoch wachsen sie bei mäßig feuchter Witterung noch im lehmigen Sandboden zu sehr ansehnlicher Größe.

In sehr strengem Thonboden sind sie fast so unsicher, wie im Sandboden. Man muß den erstern dann eben so sorgfältig bearbeiten und so stark düngen, wie ich bei den Kartoffeln gelehrt habe, wenn die Kohlrüben auf ihm gut gedeihen sollen.

Man muß die Kohlrübenpflanzen im Garten ziehen. Dies ist nicht so schwierig, als das Erziehen der Kohlpflanzen.

Der Kohlrübensamen wird in der Mitte Aprils, auch wohl erst gegen das Ende des Monats, in gut gegrabenes Gartenland ausgesät, weil die Erfahrung lehrt, daß die spät gepflanzten Kohlrüben sicherer gerathen, als

die früher ausgesäet. Erstere werden auch außerdem noch feiner und wohlschmeckender.

Hätte man den Pflanzensaamen erst gegen Ende Aprils ausgesäet, so würden die Pflanzen gegen Johannis groß genug zum Verpflanzen seyn. Man thut aber wohl, eine Pflanzensaat schon in der Mitte Aprils vorzunehmen, weil man nicht wissen kann, welche Zufälle die späte Saat treffen könnten.

Diesen Saamen noch früher auszusäen, kann ich darum nicht anrathen, weil die frühen Kohlrübenpflanzen leicht stöckerig oder holzig werden, von denen man nie schöne Kohlrüben erhält.

Indeß die Pflanzen heran wachsen, muß man das Land vorbereiten, wohin sie gepflanzt werden sollen. Hat man Zeit, dasselbe schon im Herbst zum ersten Male zu pflügen, so ist es gewiß sehr rathsam. Doch ist es nicht schlechterdings nothwendig. Bei sandigem Lehmboden oder eigentlichem Lehmboden, der aber recht mit Modererde vermengt ist (welche Bodenarten ganz vorzüglich für Kohlrüben passen), hat man bis zu Johannis im Frühjahre Zeit genug, um das Land gehörig mürbe und klar zu machen.

In einer Wirthschaft, wo man den Kartoffelbau mit Nachdruck treibt, wird man im zeitigen Frühjahre selten so viel Mist vorräthig haben, daß man ihn auch zu Kohlrüben mit der ersten Furche unterackern kann. Wer es kann, wird sich wohl dabei befinden. Wer ihn aber nicht hat, erlangt nach der Bestellung des Som-

mergetreides Zeit genug, um dann den Mist zu Kohlrüben auszufahren.

Man muß den Mist zu Kohlrüben eben so reichlich, wie zu Kartoffeln geben, wenn sie recht gut wachsen sollen. Man fährt ihn gewöhnlich auf das zum Pflanzen fertige Land, streuet ihn recht gleich und pflügt ihn unter, wenn man zur Pflanzung selbst pflügt. Es versteht sich wohl ohne neue Erinnerung, daß man nur immer wohl verrotteten Mist zu solchen Gewächsen nehme, der auf die von mir beschriebene Weise auf dem Misthose behandelt worden ist. Strohiger, roher Mist würde wenig für das erste Gewächs nützen, wenn man ihn nur mit der Saat zugleich in die Erde brächte.

Das Land zu Kohlrüben, so wie zu jeder ähnlichen Pflanzung, muß weit besser wie zu Kartoffeln zugerichtet werden. Es muß nicht nur eben so tief wie zu Kartoffeln gepflügt seyn, sondern es muß frei von allen Erdklößen, Schollen oder unzerrissenen Furchen seyn, weil sich nur in ganz klarem Lande die Pflanzen ordentlich anbringen lassen.

Nahet die Zeit des Pflanzens heran, so muß man sich so dazu in Bereitschaft halten, daß man sogleich damit anfangen kann, wenn günstige Bitterung eintritt. Ein jeder mäßige Gewitterregen muß wahrgenommen werden, der das Land einigermaßen anfeuchtet.

Wäre man nicht zu dieser Arbeit sogleich bereit; wollte man dann erst anfangen, Mist zu fahren, oder das Land zu pflügen und zu eggen, wenn es sich zu

Regen anläßt, so würde wahrscheinlich der günstige Augenblick verschwinden, und man müßte seine Pflanzen in ausgetrocknetes Erdreich setzen, wo sie sehr schlecht anwachsen würden.

Ein besorgter Landwirth macht sich daher in Zeiten so bereit, daß er seine Pflanzung anfangen kann, so wie ein Regen kommt. Er läßt dann alle andere Arbeit so lange ruhen und nimmt so viel Menschen an, als er nur aufreiben kann, um seine Pflanzen in die feuchte Erde zu gleicher Zeit zu bringen.

Um Johannis ist die beste Zeit, die Kohlrüben auszupflanzen. Ich weiß wohl, daß bei sehr trockener Witterung noch vierzehn Tage nach Johannis gewartet werden mußte, ehe man zur Pflanzung kommen konnte, und daß dennoch die Kohlrüben sehr groß wurden. Ja, recht fleißige Landleute pflanzen Kohlrüben nach Frühlein oder Frühgerste, und erhalten immer noch sehr gute Kohlrüben. Zu einer so späten Verpflanzung säet man den Pflanzensaamen erst im Mai aus.

Solche spät gepflanzte Kohlrüben stehen zwar den Braachrüben an Größe nach, sie werden aber weit zarter und feiner, und sind daher vorzüglich zum Kochen zu gebrauchen.

Das Verpflanzen der Kohlrüben selbst geschieht auf folgende Weise:

Man zieht die Kohlrübenpflanzen aus, und, da sie gewöhnlich sehr große Blätter treiben, so schneidet man diese etwas ab. Um die Wurzeln besser vor dem Aus-

trocknen zu schützen, verfertigt man einen Brei, in welchem man sie tunkt, ehe man sie in die Körbe legt. Zu diesem Brei nimmt man Mistjauche und wirft so viel zusammengekehrten Gassenkoth, feinen Lehm und kurzen Mist hinein, bis ein ziemlich dicker Brei entsteht, der sich an die Wurzeln anlegt und ihr Anwachsen befördert.

So packt man die Pflanzen in Körbe, oder, wären es sehr viele, auf einen Wagen, und schaft sie, wohl zugedeckt, auf den Acker. Hier legt man sie auf die ganze Länge des Stückes, welches bepflanzt werden soll, auseinander, damit ein jeder Pflanzler sie zur Hand habe, und schreitet nun zur Pflanzung selbst.

Einer pflügt das Land, die übrigen bepflanzen immer so viel, als der pflügt, damit die Pflanzen sogleich an die feuchte Erde angeedrückt werden.

Man setzt die Pflanzen auf die Mitte der Pflugfurchen, wodurch sie in regelmäßige Reihen zu stehen kommen. Werden nur kleine, schmale Furchen gehalten, welches besser ist, so bepflanzt man immer die dritte Furche, sonst eine um die andere.

Die Kohlrübenpflanzen selbst werden nicht, wie die Kohl- und Kunkelrübenpflanzen, gerade sondern schräge in die Erde gesteckt. Die Kohlrüben lieben diese Lage. Die langen Wurzelenden reißt man ein wenig ab, wenn man sie nicht ordentlich mit einsetzen kann.

Fünf bis sechs Menschen bepflanzen auf diese Art, wenn die Pflanzen einmal gezogen sind und auf dem ganzen Stücke vertheilt liegen, beinahe so viel, als einer

mit zwei raschen Pferden pflügt, wenn nur immer die dritte Furche bepflanzt wird.

Sie müssen freilich sehr fleißig seyn. Sonst ist die Arbeit so leicht, daß ich oft zwölfjährige Kinder mit pflanzen ließ. Es gehört einige Übung dazu. Hat man sich diese erst zu eigen gemacht, so kann man auch bei dieser Arbeit sehr viel verrichten und sie doch gut machen. Es kommt hier vorzüglich auf ein gutes Festdrücken der feuchten Erde an die Wurzel an, welches gesübte Pflanzler mit einem einzigen Drucke verrichten.

Diese Art, gleich nach dem Pfluge zu pflanzen, hat den großen Vorzug, daß die Pflanzen unmittelbar in die feuchte, frisch aufgepflügte Erde kommen, in welcher sie viel leichter anwachsen, als wenn das Land erst einige Stunden gelegen hat und ausgetrocknet ist.

Sonst pflügt man nemlich das Land hintereinander fertig, egget es auch wohl, und bezeichnet darauf die Reihen, in welchen die Pflanzen zu stehen kommen sollen, mit einem Linienzieher (faule Gerbe, Knollenharke). Ich halte aber die erste Art, gleich auf die frische Pflugsfurche zu pflanzen, für besser. Es geht rascher, weil eine Arbeit die andere treibt, und die Pflanzen wachsen leichter an.

Kommt bald nach dem Pflanzen etwas trübes, feuchtes Wetter, so werden die meisten Pflanzen angehen. Bei nachfolgender Dürre vertrocknen immer einige Pflanzen. Um an deren Stelle andere nachzupflanzen, muß

man die Pflanzung durchgehen, so wie ein Regen das Land feucht gemacht hat.

Dies Nachpflanzen muß ja nicht lange verschoben werden, wenn es nützen soll. Sind die ersten Pflanzen schon ordentlich herangewachsen, so lassen sie die Spätlinge nicht aufkommen, sondern unterdrücken sie.

Man hüte sich vor dem zu dichten Pflanzen, wenn man gute Gewächse der Art ziehen will. Das Sprichwort: wer viel säet oder pflanzt, kann viel ernten, ist nur halb wahr. Kartoffeln, alle Rüben- und Kohlgewächse, auch Kobl, gedelhen nicht, wenn sie zu dicht stehen. Besser ist immer, sie werden etwas zu weit von einander gepflanzt. Es läßt sich nicht eine bestimmte Entfernung angeben, weil es auf die Güte des Bodens und auf die stärkere oder schwächere Düngung dabel ankommt. Je besser der Boden von Natur ist, und je stärker man ihn gedüngt hat, desto weitläufiger muß man ihn bepflanzen.

Daher können die Reihen auf reichem Boden eine gute Elle auseinander seyn. Auf den Reihen selbst aber können die Pflanzen dann Dreiviertel- oder halbe Elle weit von einander zu stehen kommen. Kommt nur irgend glückliche Witterung und das Land wurde gehörig bestellt, so wächst bei einer solchen Entfernung das ganze Land zu, so daß man zu gewissen Zeiten, wenn die Blätter noch aufrecht stehen, kaum hinein gehen kann.

Sind die Pflanzen angewachsen, und der Hederich fängt an auszugrünen, so eile man mit dem Behacken.

Hier ist die Handhacke wohl besser als die Pferdehacke, zumal wo das Land noch vielen Hederichsaamen in sich schließt. Dies erste Behacken ist, wie bei den Kartoffeln, sehr wichtig. Wenn die Witterung trocken ist, so muß man es behutsam verrichten, damit man die Pflanzenwurzeln nicht losreißt.

Man warte aber ja nicht bei trockener Witterung mit dem Behacken, bis es regnet, aus Furcht, man möchte das Land zu trocken machen. Ich kann aus Erfahrung versichern, daß behackte Pflanzen bei der größten Dürre doch besser wachsen, als unbehackte.

Nach dem ersten Behacken läßt man bald das zweite folgen, weil um diese Jahreszeit das Wachsthum der Gewächse sehr schnell vor sich geht. Eigentliches Behacken der Kohlrüben ist nicht nothwendig, ob es gleich besser ist, bei dem letzten Behacken die Erde etwas an die Pflanzen anzuziehen. Gewöhnlich wird ein zweimaliges Behacken hinreichen; nur wenn das Land verqueckt ist, wird sich ein drittes sehr reichlich bezahlen.

Mit dem Abblatten der Kohlrüben hat es eine gleiche Bewandniß, wie mit dem frühen Abschneiden des Kartoffelkrauts. Nimmt man ihnen die Blätter zu früh, so büßt man an den Rüben ein. Wohl kann man aber die gelblichen, absterbenden Blätter von Zeit zu Zeit abnehmen, und sich dadurch ein gutes Futter verschaffen. Man breche die Blätter aber dicht an der Rübe ab, und lasse den Mägden nicht zu, daß sie solche halb durchreißen.

Ein Hauptübel des Kohlrübenbaues, wie des Kohlbau-
baues, sind die Raupen. Nehmen diese überhand, so
fressen sie ganze Pflanzungen kahl. Die Kohlrüben
erholen sich zwar leichter, wie der Kohl, sie erreichen
doch aber nie die Größe, wenn sie einmal abgefressen
wurden, als sie sonst erhalten hätten. Gegen diese Feinde
kann ich Euch kein sicheres Mittel angeben, lieben
Freunde! Lasset Euch auch niemals verleiten, solchen
Leuten Glauben beizumessen, die Euch ein geheimes Mit-
tel dagegen lehren wollen.

Wenn Euer Kohlrübenland entfernt von andern
Pflanzungen der Art liegt, so könnt Ihr Euch vielleicht
dadurch helfen, daß Ihr durch Eure Kinder die Raupen
ablesen lasset, ehe sie sich ausbreiten. Ich weiß, daß
viele sich dadurch geholfen haben.

Das Ausnehmen der Kohlrüben ist sehr leicht. Sie
haben die Neigung, mehr aus der Erde heraus zu wach-
sen, als tief hinein. Sie stehen daher nicht sehr fest,
und können mit Mistforken oder andern Werkzeugen sehr
leicht ausgehoben werden. Wenn sie gerathen, geben sie
einen sehr großen Ertrag. Der Menge nach mehr wie
Kartoffeln, von einer und derselben Fläche Landes.

Sie sind zwar mehreren unserer Hausthiere ein sehr
angenehmes Futter, jedoch vorzüglich dem Rindviehe
sehr angenehm, welches sie fast lieber als Kartoffeln
frißt. Man muß aber etwas mehr von ihnen füttern,
wenn sie eben so viel als Kartoffeln ausrichten sollen.
Mit sechs Meßen Kohlrüben füttert man nicht besser,

als mit vier Meßen Kartoffeln, zumal wenn diese von einer mehltreichen, guten Art sind.

Die Kohlrüben lassen sich nicht so lange aufbewahren, als die Kartoffeln, wenigstens nicht, wenn sie hoch über einander liegen. Bis Weihnachten halten sie sich wohl, nachher aber fangen sie an zu stocken oder zu faulen. Sie halten sich noch am besten, wenn man sie mit Sand vermengt im Keller aufschüttet. Dies ist freilich dann nicht möglich, wenn man sie in großer Menge und zum Viehfutter anbauet. Mit denen, die man zum Verspeisen aufheben will, kann man es aber so machen.

Auch im Freien halten sie sich, wenn man sie im trocknen Gartenboden einschlägt. Dies macht man auf diese Art: Man wirft einen Graben aus, der nur wenig tiefer zu seyn braucht, als die Vertiefung ist, welche man beim guten Umgraben des Landes vor sich hat. In diese Vertiefung setzt man nun zwei Reihen Kohlrüben über einander hin. Jetzt wirft man sie mit Erde zu, und erhält dadurch einen neuen Graben, in welchen man auf eben die Art wieder zwei Reihen Kohlrüben einsetzt, wie das erste Mal. Dies setzt man so lange fort, als man will und Kohlrüben da sind.

Auf diese Art halten sich die Kohlrüben bis in den Frühling völlig frisch. Sie frieren zwar; da sie aber mit Erde von allen Seiten bedeckt sind, so thauen sie in derselben nur allmählig auf, und erleiden durch den Frost gar keine Veränderung. Es ist bekannt, daß diese

Rübe vor allen Gewächsen der Art am wenigsten empfindlich gegen den Frost ist.

Die Kohlrüben, die man zum Saamenziehen brauchen will, hebt man in einem guten Keller oder in einem gewöhnlichen Erdkeller auf, wo man sie einzeln in frischen Sand legt. Sind die Fröste vorüber, so setzt man sie auf gutes sonnenreiches Gartenland, und nimmt den Saamen vor Vögeln in Acht, der übrigens leicht zu erziehen ist.

Von den weißen Rüben (Wasserrüben).

So gut wie die sandigen Bodenarten unter den Halm- und Hülsenfrüchten einige haben, die auf ihnen besser gedeihen, wie im strengen Thonboden, so giebt es auch unter dieser Klasse von Gewächsen, von welcher jetzt die Rede ist, solche, die sich mehr für lockern Boden schicken. Dies ist gleich der Fall mit der weißen Rübe.

Diese wächst noch auf dem eigentlichen Sandboden gut, ob sie gleich ihre volle Größe nur auf lehmigem Sandboden erreicht.

Die weißen Rüben verlangen eine späte Bestellung. Die früh gesäeten werden in der Regel von Würmern angefressen, und geben selten einen hohen Ertrag. Diese Rüben schicken sich daher als zweite Frucht auf solchem Lande, wo man ein Wintergemenge früh gesäet, und die

ses grün verfüttert hat. Noch besser gerathen sie aber im reinen Braachlande, welches man im Frühjahre mehrere Male gut bearbeitet und gedüngt hat.

Denn eine gute Bearbeitung und Düngung des Landes verlangen die weißen Rüben so gut, wie die andern Braachgewächse, wenn sie einen guten Ertrag geben sollen. Man glaubt zwar an manchen Orten, diese Rüben brauchten weniger Düngung. Man erutet aber auch dort nie gute Rüben.

Die Bearbeitung des Landes zu weißen Rüben kann später angefangen werden, wie zu den andern Gewächsen dieser Klasse, wenn man mehrere zugleich baut. Die weißen Rüben säet man am liebsten erst im July. Bis den 15. July sollte man aber damit fertig seyn, weil die später gesäeten doch nicht ihre volle Größe erlangen, noch weniger Festigkeit.

War das Land, welches man zu den Rüben nimmt, vorher noch in einiger Kraft, so kann man guten kurzen Mist zu denselben erst mit der letzten Furche unterpflügen. Bei ganz magerem Lande ziehe ich es aber vor, den Mist einige Male mit dem Lande zu pflügen und zu eggen, damit er sich darin schon gehörig vertheilt habe, wenn der Saamen hinein kommt. Die zarten Rübenpflänzchen werden dann um so leichter den Erdschichten entwachsen können, die ihnen sehr schädlich werden.

Da man den feinen Saamen sogleich auf das Land säet, und die Pflanzen nicht erst, wie bei den andern Rübenarten, auf Gartenbeeten erzleht, so ist darum
eine

eine feine Bearbeitung und Zerkrümelung um so nochwendiger.

Treibt man den Rübenbau ins Große, und will mit Gewißheit einen Theil seines Winterfutters daher nehmen, so muß man eine doppelte Ausfaat machen, die erste etwa den 4. July, die andere den 14. oder 16. July.

Wenn man das Land vorher durch zwei oder dreimaliges Pflügen schon ziemlich gut zu den weißen Rüben vorbereitet hat, so pflügt man nun zur Saat mit recht schmalen Furchen, die man nachher einfach mit der Egge überzieht, ehe man den Saamen einsäet, damit er nicht so tief mit Erde bedeckt werde. Nach dem Aussäen des Saamens zieht man auch nur einmal mit den Eggen über, weil das viele Eggen bei der Saat den Rüben nicht zuträglich ist.

Damit die Rüben bald und zugleich aufgehen, muß man das Land gar nicht austrocknen lassen. Dies wird man am besten verhüten, wenn man recht früh pflügt, und ehe man vom Felde wegzieht, auch jeden Tag so viel besäet und einegget, als man gepflügt hat. Da die Hitze in dieser Jahreszeit am stärksten zu seyn pflegt, so muß man mit dieser Arbeit früh um sieben Uhr jeden Tag schon fertig seyn, welches man auch recht wohl möglich machen kann, da es früh um zwei Uhr schon Tag genug ist, um pflügen zu können. Es ist unglaublich, welchen wohlthätigen Einfluß es auf das ebenmäßige Aufgehen des Saamens hat, wenn man alle Arbeiten bei der Ausfaat im Morgenthau verrichtet.

Das Aussäen des Rübensaamens ist eine große Kunst. Er darf nicht zu dicht kommen, sonst wird nichts aus den Rüben. Leere Stellen dürfen aber noch weniger bleiben, weil man dann das Land ohne Nutzen so gut bestellt hätte. Ein gutes Hülfsmittel zur bessern Vertheilung des Saamens ist, daß man sich den Saamen mit trockenem feinen Sande vermische, damit man stärker greifen kann. Man muß sich aber vorher den Saamen genau zu dem Lande abmessen, welches man besäen will. Zwei Pfund Saamen sind völlig hinreichend auf den Morgen, ja fast noch zu viel.

Obgleich die Rüben zu ihrem Gedeihen Feuchtigkeith nöthig haben, so ist es ihnen doch sehr schädlich, wenn bald nach der Ausfaat ein Platzregen das Land dicht schlägt. Diejenigen, welche in feuchtes Land gesäet werden, gedeihen weit besser, als die, welche in trockenem Erdreich eingeegget wurden und bald nachher Regen erhielten. Je sandiger der Boden ist, desto weniger schadet indessen ein Regen nach der Saat.

Die weißen Rüben haben auch unter der zahlreichen Thierklasse, die wir mit dem Namen Insekten bezeichnen, ihre Feinde, jedoch sind sie verschieden von denen, die die Kohlrüben und den Kohl verheeren.

Gleich nach dem Aufgehen drohen den jungen Rübenpflänzchen die Erdschaben, die nicht selten ganze Felder rein abfressen. Darum rieth ich oben eine doppelte Ausfaat der Rüben an, damit man noch Zeit hat, das abgefressene Land umzupflügen und aufs Neue zu besäen. Es

ist besser, man wendet die Arbeit und den wenigen Samen noch einmal an, als daß man das Land halb ungenüßt liegen läßt.

Mittlerweile kann sich das den Erbsböden günstige Wetter geändert haben, und man kann bei günstiger Witterung noch eine ziemlich gute Rübenenernte machen, wenn man auch erst Ende July gesät hätte.

Es soll ein gutes Mittel gegen die Erbsböden seyn, wenn man die jungen Rüben des Nachts walzt. In den Gegenden, wo man die Rüben in großer Menge anbauet, bedient man sich allgemein dieses Mittels. Durch das Walzen bei der Feuchtigkeit der Nacht, werden die Erbsböden in die Erde gedrückt und kommen zum Theil um.

Haben die Rüben nur erst vier Blätter, so entwachsen sie den Erbsböden bald. Später werden sie aber zuweilen von schwarzen Raupen befallen, die Pfeifer heißen, und ebenfalls ganze Felder kahl fressen. Sie sind aber doch seltener, wie die Kohlräupen.

In unsern Gegenden überläßt man die weißen Rüben nach der Bestellung ihrem Schicksal, und kümmert sich nicht weiter um sie. Wenn man glaubt, daß sie halbwegs erwachsen sind, so fängt man an, sie auszugiehen. Nicht also ist es in den Ländern, wo man die Rüben besser achtet. Dort würde man denjenigen so gut für einen erzliederlichen Wirth erklären, der seine Rüben unbehackt stehen ließe, als wir es bei uns mit einem solchen machen, der seine Kartoffeln oder Kohlrüben im Unkraute unkommen läßt.

Das Behacken der weißen Rüben, wenn sie zeitig gesäet sind, ist höchst nöthig. Geschleht es nicht, so findet sich auf dem gut gedüngten Rübenlande bei feuchter Witterung eine Menge Gras und Unkraut ein, in welchem die Rüben, wie man sagt, vergrußen. Dann wird man nicht allein nur ganz schlechte Rüben ernten, sondern das Land wird auch gleich wieder verwildern, wenn man es vorher auch noch so gut bestellt hatte.

Erfolgte aber auch eine solche Verwilderung nicht, indem trockne Witterung das Aufkommen des Unkrautes verhindert, so hat man doch kein Mittel in Händen, den Rüben denjenigen Platz zu verschaffen, den sie zur Erreichung einiger Größe nöthig haben, wenn man sie nicht behackt. Denn selbst der geschickteste Säemann kann den Saamen nicht so vertheilen, daß nicht an einzelnen Stellen die Rüben zu dicht zu stehen kommen sollten.

Das Behacken und Verdünnen der dicht stehenden Rüben ist hier so nothwendig, wie bei den Kohlrüben. Man muß alle diejenigen Pflanzen ohne Schonung weghauen, die nicht Platz genug haben, wodurch man macht, daß alle Rüben in gehöriger Entfernung von einander zu stehen kommen, und eine ansehnliche Größe erreichen können. Das Land erhält dann eine eben so gute Bearbeitung, wie bei dem Kohlrübenbau und wird diese sorgfältige Behandlung durch die nachfolgenden guten Getreidernten reichlich bezahlen.

Das Behacken selbst ist nicht schwierig. Am besten wird es mit zweizinkigen Hacken verrichtet. Die beste

Zeit dazu ist dann, wenn die Pflanzen so groß sind, wie Kohlrübenpflanzen, die man auspflanzt.

Kann man es erzwingen, so kann sogar ein zweites Behacken sehr nützlich werden. Die ausgehackten Rüben wirft man nicht weg, sondern sammelt sie und nimmt sie mit nach Hause.

Zu solchen Arbeiten müssen die Landleute ihre Kinder anziehen. Sie sind leicht und werden gewiß von ihnen gut verrichtet werden, wenn man sie ordentlich anweist. Es wird für manchen Vater zwar überflüssig seyn, wenn ich hier lehre, wie man Kinder zum willigen Fleiß gewöhnen soll. Für andere aber wird das folgende nützlich seyn können, wenn sie dadurch auf die Fehler aufmerksam gemacht werden, die sie jetzt begingen.

Unsere Kinder sind ursprünglich der Arbeit gar nicht abgeneigt. Sie vergessen ihre Spiele und bieten ihre Hülfe an, wenn sie noch müßig herum laufen. Diese Lust der Kinder sollte man besser zu nützen suchen, indem man sie schon früh zu leichten Beschäftigungen brauchte, und ihnen viele Wohlthaten nur unter der Bedingung zukommen ließe, wenn sie dies oder jenes verrichtet hätten.

Man müßte jedoch hierbei nie vergessen, daß man von Kindern die anhaltende, beständige Thätigkeit nicht erwarten kann, die ein Erwachsener zu leisten vermag. Kindern muß man zuerst nie mehr Arbeit aufgeben, als sie mit frohem Muthе verrichten können. Indem man sie, wie ich eben sagte, für Arbeiten, die sie ordentlich verrichteten, durch eine Kleinigkeit belohnte, müßte man sie

damit bekannt machen, daß jede Arbeit sich bezahlt macht und nützlich ist. Man müßte ihnen sagen, daß die Arbeit keinesweges eine Plage, sondern eine Wohlthat ist, bei der der Mensch sich glücklich fühlt.

Dies wird aber freilich nur Eindruck auf ein Kind machen, wenn es an dem Beispiele des Vaters sieht, daß dieser alle Arbeit mit Freudigkeit verrichtet. Betrachtet dieser aber die Arbeit selbst als eine Quaal, die nur da wäre, um dem Menschen das Leben gleich der Sünde zu erschweren, so kann er nicht verlangen, daß sein Sohn mit Lust an die Arbeit gehen soll.

Er wird schon zeitig einen geheimen Widerwillen gegen jede nützliche Beschäftigung fühlen; er wird sich derselben entziehen, so lange er kann. Kommt endlich die Zeit heran, wo Kinder solcher Eltern nothgedrungen etwas arbeiten müssen, so thun sie nur unter den Augen ihrer Eltern oder Dienstherrn etwas, und trachten beständig danach, jede Minute hinter dem Rücken derselben mit Faulenzen hinzubringen.

Dann klagen die Eltern über die Faulheit und Widerspenstigkeit der Jungen. Sind sie aber nicht selbst Schuld daran? — Man versuche es nur und gebe seinen Kindern ein neues Kleidungsstück nur dann, wenn sie gewisse Arbeiten zur Zufriedenheit der Eltern verrichten; man gestatte ihnen Vergnügungen nur unter derselben Bedingung; man belohne sie aber auch zuweilen unvermuthet, und ohne, daß man ihnen etwas verheißen hat, wenn sie sich besonders aufmerksam und fleißig gezeigt haben; vor

allem gehe man ihnen aber mit einer gewissen Freudigkeit zur Arbeit voran, und man wird sehen, daß die Kinder sich sehr bereitwillig zu solchen Arbeiten finden lassen, die ihren Kräften angemessen sind.

Doch wieder zum Rübenbau zurück.

Sind die Rüben ein-, oder, wenn es nöthig war, zweimal behackt worden, so erlangen sie eine sehr ansehnliche Größe, und da sie dichter wie die Kohlrüben stehen können, so giebt ein Morgen mit guten weißen Rüben mehr heraus, als ein Morgen Kohlrüben auf gleichem Boden. So nahrhaft sind die weißen Rüben aber nicht, wie jene.

Das Aufnehmen der weißen Rüben ist eine sehr leichte Arbeit. Bauet man die roth, oder grünköpfige lange Art an, so kann man sie mit der bloßen Hand ausziehen, weil sie mehrere Zolle aus der Erde hervor ragen. Da fast gar keine Erde an ihnen hängen bleibt, so ist es eine wahre Freude, die schönen, glatten Rüben aufzunehmen.

Man schneidet das Kraut ab und verwahrt sie in einer trockenen Kammer. Auch kann man sie in einen Scheunentafel bringen, und mit Stroh gegen den Frost verwahren. Sie halten sich an einem trockenen Ort fast besser, wie die Kohlrüben, vorzüglich wenn sie früh gesät wurden, also ihre völlige Reife erlangten.

Den Rübensaamen erzieht man sich noch in dem Jahre, wo man ihn braucht, wenn man die Rüben etwas

spät säet. Bei den übrigen Rübenarten geht dies bekanntlich nicht an.

Die Saatrüben, d. h. diejenigen, von denen man im Frühjahre den Saamen ziehen will, hebt man im Keller im Sande auf. Man kann sie jedoch auch mit den Kartoffeln zugleich in den beschriebenen Erdhaufen verbergen, oder in kleinen Gruben für sich aufheben.

Diese so durchgewinterten Saatrüben setzt man im Frühjahre in den Garten auf kräftiges Land, welches der Sonne ordentlich ausgesetzt ist. Hier wachsen sie ziemlich schnell, und man wird gegen Ende des Juni den Saamen abnehmen können. Da ihm die Vögel sehr nachstellen, so muß man ihn zeitig in Sicherheit bringen. Am besten, indem man ihn im gelbreifen Zustande auf Laken legt und auf einem luftigen Boden vollends trocknet.

Wer die Rüben mit Sicherheit anbauen will, muß sich immer einigen Vorrath von Saamen halten. Er bleibt, gut aufbewahrt, mehrere Jahre gut. Ohne diese Vorsicht kann man sonst in große Verlegenheit kommen, wenn einmal der Saamen nicht geräth, oder wenn seine Reife durch ein spätes Frühjahr und nasse Witterung aufgehalten wird.

Für die Milchkühe sind die weißen Rüben ein herrliches Futter. Weniger gut sind sie für die Zugochsen, weil sie so wäßrig sind.

Man kann auch in die Stoppel des zeitig abgeernteten Getreides Rüben säen, die dann Stoppelrüben heißen. Auf recht mürbem, tief gelockertem und wohl gedüngtem

Boden, lohnt sich eine solche Ausfaat in den mehresten Jahren reichlich. Wenigstens schafft man sich durch sie ein gutes Herbstfutter für die Rübe, indem man ihnen diese Spätrüben mit sammt dem Kraute giebt. Starke Rüben, wie diejenigen, welche man nach obiger Anweisung anbauet und behandelt, kann man freilich im Stoppellande nicht erwarten.

Von den Mohrrüben oder Möhren (Karotten, gelbe Rüben).

Auch diese Rübenart ist, wie die vorige, nur ein Gewächs für den lockern und sandigen Boden. Mit leichter Mühe lassen sich noch weiße Rüben im thonigen Boden bauen; Mohrrüben aber sehr schwer.

Sie verdienen es aber, daß man sich in den Gegenden um so mehr auf ihren Anbau lege, wo man den Boden dazu hat. Bis jetzt wurden sie nur in den Gärten als Gemüse gebauet. Man kann sie aber eben so dreist aufs Feld bringen, wie die andern Futtergewächse. Wenn man sie gut behandelt, so geben sie eben so viel Futter heraus, als Kartoffeln auf gleichem Lande.

Sie haben obendrein vor den andern Rübengewächsen manche Vorzüge. Es frißt sie kein Insekt ab. Auch ist ihr Wachsthum weniger von der Dürre abhängig. Wenn sie erst eingewurzelt sind, so holen sie ihre Nah-

zung hauptsächlich aus der Elese, und leiden wenig von der Trockenheit.

Die Mohrrüben geben ferner für die Haushaltung des Landmannes den bekannten Möhrensyrup oder Saft, den man an die Speisen statt des gewöhnlichen Zuckersyrups nehmen kann, wodurch sich vieles Geld ersparen läßt.

Als Viehfutter betrachtet, kommen sie in der Nahrunghaftigkeit gleich nach den Kartoffeln. Sie werden aber von allem Viehe noch lieber wie diese gefressen.

Die Pferde lieben sie vor allen Wurzelgewächsen. Bleibt man ihnen Mohrrüben vollauf und Heu dazu, so kann man sie so stark wie bei Kornfutter arbeiten lassen, und sie werden sich doch in Kraft erhalten. Viele Wirthe glauben sogar, daß die Mohrrüben den Pferden noch ganz besonders gesund sind, und füttern anbrüchige Pferde damit, um sie wieder herzustellen.

Die übrigen Thiere der Landwirthschaft — sogar das Federvieh — verzehren die Möhren als Leckerbissen.

Auf tiefem und lockerem Lehmboden kann man die Mohrrüben bei sorgfältiger Bearbeitung schon bauen. Noch leichter aber auf sandigem Lehm, lehmigem Sand, oder eigentlichem Sandboden.

Eine gewöhnliche tiefe Beackerung, wie sie zu den Kartoffeln und Rüben erforderlich ist, reicht zu den Möhren noch nicht. Man muß zu ihnen entweder graben, oder mit zwei Pflügen hinter einander gehend pflügen, so daß der zweite sehr tief gestellt ist, und die Erde aus der Furche des ersten heraus hebt. Hat man mit dem ersten

Pfluge fünf Zoll tief gepflügt, und der ihm folgende hebt noch drei Zoll Erde auf, so wird das Land acht Zoll tief gelockert, welches nothdürftig hinreicht.

Dies Doppeltpflügen nimmt man, wo möglich, im Herbst vor. Den Winter über läßt man das Land in rauhen Furchen liegen, und egget es erst im Frühjahre nach dem Abtrocknen. Man düngt das Land mit recht kurzem Mist, in welchem sich kein Unkrautsaamen angehäuft hat, der das Land verunreinigen könnte.

Denn man kann es wohl als Regel gelten lassen, daß man die Möhren nur in ziemlich reines Land bringen muß. Ist dasselbe mit Quecken überzogen, oder mit Saamenunkraut angefüllt, so baue man vorher Kartoffeln oder andere Wurzelgewächse. Die Möhren würden hier mehr Sätelohn kosten, als sie einbringen können. Weil sie früh gesäet werden müssen, so hat man nicht Zeit, das Unkraut vorher einige Male unterzupflügen, wie es bei den übrigen behackten Gewächsen füglich geschieht.

Den Mist zu den Mohrrüben pflügt man in der gewöhnlichen Tiefe unter. Dadurch bereitet man auch das Land vollends zur Aussaat vor, und hält darauf, daß in recht schmalen Furchen gepflügt werde.

Ist das Land von einer frühern Düngung noch in Kraft, so säet man die Mohrrüben auch wohl aus, ohne frisch zu ihnen zu düngen, blos um zu verhüten, daß mit dem frischen Mist nicht der Wuchs des Unkrautes belebt werde. Nach Kartoffeln pflegen sie am besten zu gerathen. Man braucht dann auf sandigem Boden im

Frühjahre nicht noch einmahl zu pflügen, sondern säet sie gleich nach dem Eggen aus.

Man säet die Möhren gern so früh als möglich, damit sie noch in das von der Winterfeuchtigkeit durchdrungene Land kommen und bald aufgehen. Darum ist das beschriebene tiefe Pflügen vor Winters so nothwendig. So wie das Land im Frühjahre mäßig abgetrocknet ist, säet man den Möhrensaamen aus.

Nach dem Pflügen des Landes zur Saat egget man dasselbe einmal über, und säet nun erst den Saamen auf. Im lockern sandigen Boden ist es gut, das Land vorher zu walzen, dann den Saamen zu säen, darauf wieder zu eggen, und noch einmal zu walzen.

Da sich der Saamen wegen seiner haarigen Bedekung sehr in Klumpen an einander hängt, so ist seine Ausfaat schwierig. Man erleichtert sich diese, indem man ihn mit gestiebten Sägespänen mengt und durch einander reibt. Man muß sich aber freilich vorher den Saamen abgemessen oder abgewogen haben, damit man weiß, wie viel man nimmt. Ist der Saamen frisch und gut, so sind drei Pfund Saamen auf den Morgen hinreichend.

Es dauert ziemlich lange, ehe der Möhrensaamen aufgeht. Man werde aber nur nicht ängstlich, wenn er bei trockener Frühlingswitterung etwas lange liegt. Ist man nur sicher, daß der Saamen gut war, so kommt er gewiß. Die Möhrenpflanzen sind anfangs so klein, daß man sie gar nicht sieht, oder vielmehr, man kann sie nicht

von
gleich
2
Möhre
der üb
Jäten
einen
nicht,
fange
Wenn
Arbeits
lich.
weit t
s
sich
man
war
frau
dem
weisen
2
ohne
gehört
allen
2
wendte
verdi
zur

von dem Unkraute unterscheiden, welches mit ihnen zugleich zum Vorschein kommt.

Dieses Unkraut ist ein großes Hinderniß bei dem Mohrrübenbau, und macht ihn schwieriger, als den Bau der übrigen behackten Gewächse. Denn da es nur durch Jäten wegzuschaffen ist, so macht es viele Arbeit, ehe man einen Morgen davon reiniget. Unterbleiben darf es aber nicht, und zwar muß man damit so früh als möglich anfangen, um den jungen Möhrenpflanzen Luft zu schaffen. Wenn man es mit dem Jäten nur erzwingen kann: die Arbeit bezahlt sich gewiß durch die Mohrrüben sehr reichlich. Man kann aber deswegen den Möhrenbau nie so weit treiben, als den Kartoffelbau.

Bald nach dem Jäten werden die Möhren anfangen, sich zu heben. Man wird nun bald sehen können, was man auf dem Felde hat, welches so lange nicht möglich war, als sie im ersten Unkraute standen. Ehe das Unkraut zum zweiten Male sich ermannet, komme man mit dem Hacken zuvor, und mache es eben so, wie bei den weißen Rüben.

Da, wo die Pflanzen zu dicht stehen, haue man sie ohne Gnade weg, und verschaffe dadurch jeder Pflanze den gehörigen Platz. Eine Pflanze muß von der andern nach allen Seiten hin wenigstens vier Zoll entfernt seyn.

Nach drei Wochen wird ein zweites Behacken nothwendig. Man nimmt alles sich zeigende Unkraut weg, verdünnt die Rüben nochmals, und läßt sie nachher bis zur Ernte wachsen. Diese etwas mühsame Art, die Mohr-

rüben zu bauen, sichert aber fast bei jeder Witterung eine gute Ernte, weshalb ich sie mit Recht jedem empfehlen kann.

Auf Boden, der sich sonst zu den Mohrrüben eignet, und von früheren Zeiten noch Düngertheile enthält, kann man durch diese Bestellung wohl zwölf Winspel vom Morgen ernten, also weit mehr, als Kartoffeln, von welchen schon die Hälfte eine gute Ernte vom Morgen ist. Ich glaube wohl, daß diejenigen über die angegebene Ernte staunen werden, die keine andern Mohrrüben gebauet haben, als solche, die sie blos einmal jäteten. Das Behacken, wenn es zu rechter Zeit geschieht, und mit kräftiger Düngung verbunden wird, thut bei allen diesen Gewächsen Wunder.

Auf rajoltem Lande wachsen die Mohrrüben sehr gut, weil sie da nicht vom Unkraute leiden, und in der Tiefe Lockerheit genug finden, um nach Belieben einzudringen. Wenn man also Gelegenheit hat, Gartenland zu rajolen, so wird man es am allerbesten durch Mohrrüben nützen.

Auf ganz reinem, gegrabnem Gartenlande, welches man jährlich zu düngen pflegt, bauet man die Mohrrüben auch als zweite Frucht. Man säet den Saamen im Frühlinge mit anderem Saamen zugleich aus, dessen Früchte zeitig zur Reife kommen. Die erste Hälfte des Sommers nehmen diese das Land ein und machen hernach den Möhren Platz.

Am häufigsten nimmt man hierzu den Frühflachs und Mohn. Den Leinsaamen säet man im März oder April — aber freilich nur auf sonnige, vor Frost geschützte Aecker, weil der junge Flachs leicht erfriert. — Dieser Flachs

wird gewöhnlich halb grün gezogen und kommt schon Anfangs July vom Lande. Die Möhrenpflanzen bekommen dadurch Luft, und durch das Ausraufen des Flachses wird der Boden locker gemacht, wonach die Möhren lebhaft wachsen. Hat man Zeit, sie noch einmal zu behacken, so werden sie um so stärker werden.

Eben so ist es mit dem Mohr. Auch dieser reift zeitig und überläßt für den Spätsommer den Mohrrüben das Land allein. Auch hier unterlasse man das Behacken und Verdünnen der Mohrrüben nicht, wenn man eine gute Ernte halten will.

Man kann den Möhrensaamen auf diese Art noch unter mehrere Früchte aussäen, und so zwei Ernten in Einem Jahre halten. Man übersehe aber nicht, daß ich sagte, dies wäre nur in jährlich gegrabenem und eben so oft gedüngtem Lande vorthellhaft.

Durch fleißige Düngung und Bearbeitung kann manches möglich gemacht werden, was sonst gar nicht ausführbar wäre. Ist man aber mit seinem Lande noch nicht in diesen fetten Zustand gekommen; hat man nur immer noch damit zu kämpfen, dem Ueberhandnehmen des Unkrautes zu wehren, so denke man nicht an eine Möhren-ernte nach einer Vorfrucht, sondern räume ihnen das Land allein vom ersten Frühlinge an ein, und reinige es dabei gut.

Das Ausgraben der Mohrrüben ist etwas umständlicher als das Ausziehen der langen weißen Rüben. Man verrichtet es am besten mit Spaten; auch wohl mit Mist-

forken. Man bricht das Kraut von den Möhren ab, versüßert es, und hebt die Möhren entweder in solchen Haufen auf, wie ich bei den Kartoffeln angegeben habe, oder schüttet sie in einen Scheunentafel, wo man sie von allen Seiten mit Stroh gegen den Frost wohl verwahrt.

Von den Möhren, die man zum Saamenziehen brauchen will, bricht man das Kraut nicht ab, sondern schneidet nur das meiste ab, so daß noch das sogenannte Herz an der Rübe bleibt. Man hebt sie auf, wie die weißen Saatrüben, setzt sie im Frühjahr in den Garten aus, und erzieht sich so den Saamen, welches gar nicht schwer ist, da er in der Regel leichter geräth, als der Saamen der andern Rübenarten.

Von den Runkelrüben.

Diese Rübenart hat auch den bei den Mohrrüben gerühmten Vorzug, daß sie nicht von den Raupen oder Erdflöhen verheert wird. Sie verdient also schon deswegen, daß man sie zugleich mit dem Kohl und den Kohlrüben anbaue, damit man nicht an Winterfutter Mangel leide, wenn die letzt genannten Gewächse durch die Raupen verheert worden sind. Je mehrerlei Arten Futtergewächse man anbauet, desto weniger kommt man in Futternoth, weil dann immer das umgeschlagene Gewächs von der reichen Ernte eines andern ersetzt wird.

Für alle Bodenarten ist der Bau der Runkelrüben

aber

aber nicht vorthellhaft. Nur in folgenden muß man sie anbauen:

- 1) Im tiefen, gut mit Modererde gemengten Thon- und Leimboden;
- 2) Im torfigen, mäßig feuchten Bruchboden, den ich Seite 8. des ersten Theils beschrieben habe.
- 3) Im tiefen, gut gedüngten und feucht liegenden Sandboden, wie man ihn in der Nähe der Flüsse und Bäche, oder an den Brüchern und Seen angrenzend findet.

Sehr fester Thonboden kann durch gute Bearbeitung und starke Düngung auch zu dem Runkelrübenbau geschikt gemacht werden.

Der trockene, sandige Lehm, und lehmige Sandboden, der sich auf der Höhe am häufigsten findet, trägt weit sicherer Kartoffeln als Runkelrüben, oder die schon beschriebenen Rübenarten. Eine feuchte Lage macht natürlich auch diese Bodenarten zu den Runkelrüben geschikt.

Tiefe und gute Beackerung ist den Runkelrüben eben so nothwendig, wie den übrigen Pflanzgewächsen. Nur auf Boden unter No. 2. kann man das fleißige Pflügen sparen, weil es diesem gar nicht an Lockerheit fehlt.

Wer Kohl, und Runkelrüben zugleich bauet, muß das Land zu den letzteren früher zurecht machen. Es wird immer gut seyn, die Bearbeitung dazu schon im Herbst anzufangen. Die Runkelrüben müssen zeitig aufs Land gesetzt werden, sollen sie anders recht stark wachsen.

Auf Thon- und Leimboden sollte man den Mist zu

zu den Kunkelrüben schon im Herbst aufbringen und mit der ersten Furche unterackern, damit er dieses Land locker mache. Ein viermaliges Pflügen, zweimal im Herbst, zweimal im Frühjahr, wird auf diesem Lande nothwendig seyn.

Um die Pflanzen recht zeitig zu haben, säet man den Saamen so früh als möglich auf ein recht sonniges Gartenbeet. Damit er um so eher keime, weicht man ihn vor der Aussaat ein paar Tage in Wasser ein.

So wie die Pflanzen heran gewachsen sind, gewöhnlich im Anfange des Mai, schreitet man zum Pflanzen. Man verfährt übrigens, wie ich bei dem Bepflanzen des Kohlrübenlandes angegeben habe; d. h. man pflanzt gleich auf die frisch aufgepflügte Furche, in derselben Entfernung wie die Kohlrüben. Das Eintauchen der Pflanzenwurzeln in den dort erwähnten Brei ist auch hier sehr rathsam.

Das Einsetzen der Pflanzen geschieht aber auf eine andere Art, wie bei den Kohlrüben. Man bedient sich zum Bepflanzen der Kunkelrüben eines Pflanzstocks, mit dem man ein gerades Loch bohrt und die Pflanze hinein setzt. Diese Pflanzstöcke macht man von hartem Holze, etwas länger als einen Fuß, und versteht sie mit einer stumpfen Spitze. Bei sehr großer Dürre muß man die Pflanzen angießen, wenn man Wasser herbei schaffen kann.

Man kann den Saamen auch gleich auf das Land ausstecken. Dies wird sich jedoch nur auf den von Natur lockern Bodenarten ausführen lassen, weil man thont-

ges Land schwerlich schon so früh klar und fein bearbeitet hat, als zu dieser Bestellungsart erforderlich ist.

Wollte man den Saamen auf rauhes, kldßigtes Land ausstecken, so würde dasselbe bis dahin, daß man es behacken könnte, so verwildern, daß es schwerlich durch Hacken zu reinigen seyn dürfte.

Auf mürbem, reinem Lande hat ein solches Ausstecken des Saamens den Vorzug, daß jede Pflanze gleich auf der Stelle stehen bleiben kann, wo sie gewachsen ist, und daß die Wurzeln gar nicht verletzt werden, welches sich bei dem Verpflanzen auf die gewöhnliche Art gar nicht vermeiden läßt. Die Rüben werden unstreitig größer, wenn sie nicht verpflanzt worden sind, falls die oben angegebenen Bedingungen diese Bestellungsart erlauben.

Das Ausstecken des Saamens verrichtet man so:

Man pflügt das Land in schmalen Furchen und sehr tief, wie immer zu diesen Gewächsen. Nachher egget man es eben. Nun nimmt man den Untenzleher und macht die Reihen, in welche die Pflanzen stehen sollen. Jede Person versteht sich mit einem Maße, wie weit die Pflanzen auf der Reihe von einander entfernt stehen sollen, etwa 12 bis 18 Zoll, und nun geht das Ausstecken an. Es geht fast schneller wie das Pflanzen. Ist der Saamen recht gut, so legt man in jedes Loch nur Ein Korn, sonst zwei. Oder man legt immer nur eins, dann aber alle 8 Zoll Ein Korn. Die überflüssigen Pflanzen hauet man beim Behacken weg.

Das frühe Behacken, nöthigenfalls auch das Jäten

bei der letzten Art zu bestellen, ist nothwendige Bedingung zum Gerathen der Kunkelrüben.

Die mehresten Kunkelrüben wachsen aus der Erde heraus, darum ist das Behäufen überflüssig. Man behacke sie nur sorgfältig, und halte sie vom Unkraute rein.

Das Abblatten der Kunkelrüben ist, wenn es zu früh geschieht, ihnen allerdings schädlich, und verhindert, daß sie zu ihrer völligen Größe gelangen. Ende Augusts oder im Anfange des Septembers kann es jedoch unbedenklich einmal geschehen, wenn sie recht zeitig gepflanzt oder gesteckt worden sind. Die Blätter sind, wie die ganze Rübe, den Kühen ein sehr gedehliches Futter. Auch die Schweine fressen sie lieber, wie die Kohl, und welschen Rüben.

Das Aufnehmen der Kunkelrüben geschieht, wie bei den Kohlrüben, wenn sie gepflanzt wurden; sind aber die Saamenkörner gleich auf das Land ausgesteckt worden, so wachsen die Rüben so lang und noch länger wie Möhren in die Erde, und man gräbt sie dann besser mit dem Spaten aus.

Das Kraut muß man ja rein von diesen Rüben abschneiden, weil es sonst sehr leicht Fäulniß veranlaßt. Vor dem Frost muß man sie mehr wie jede andere Rübe in Acht nehmen, weil sie sehr leicht dadurch verdorben werden. In trockenen Kellern oder in einer Scheunenbanse, zwischen Stroh gepackt, lassen sie sich lange aufbewahren.

Es ist bekannt, daß man aus dem Saft dieser Rüben einen Syrup kochen kann. Sogar Zucker läßt sich daraus bereiten. Es ist wohl möglich, daß einer oder der

andere Gelegenheit findet, zur Zuckerbereitung Runkelrüben zu verkaufen, wenn immer mehr Zuckerfabriken der Art entstehen. Verkauft man aber die Runkelrüben, so muß man in der Stelle Mist oder anderes Futter wieder kaufen. Ohne dies würde jede Wirthschaft endlich durch diesen Handel Schaden leiden.

Der Syrup aus diesen Rüben steht für Landleute dem Möhrensafte nach, weil diese nicht im Stande sind, ihm seinen widrigen Geschmack zu benehmen. Sie werden daher besser thun, wenn sie sich ihren Syrup aus Möhren kochen.

Vom Kohl, Kopfkohl oder Weißkraut.

Wer Kohl zum Viehfutter anbauen will, muß es nur auf den Bodenarten thun, die ich für tauglich zu den Runkelrüben angegeben habe.

Vorzüglich eignen sich zum Kohlbau gewisse niedrige Ländereien, auf welchen das Winterwasser lange zu stehen pflegt. Ist man nur sicher, daß sie im Laufe des Sommers nicht unter Wasser gesetzt werden, so kann man solches Land fast durch nichts so gut, wie durch Kohl nützen.

Was ich von der Düngung und übrigen Zubereitung des Landes zu Runkelrüben gesagt habe, gilt auch vom Kohllande. In solchen nassen Niederungen, wo der torfige Boden gleichsam schwammig ist und man kein Zugvieh aufbringen kann, muß man sich des Spatens bedienen, und das Land zu Kohl umgraben.

Auch die Regel: Den Kohl so früh als möglich zu pflanzen, hat derselbe mit der vorigen Rübenart gemein. Daher muß das Land in allen Stücken, wie dort gelehrt worden, behandelt werden.

Das Erziehen der Kohlpflanzen ist wegen der Erdflöhe sehr schwierig. Das beste Mittel dagegen ist immer noch, daß man frische, unausgelaugte Holzasche auf die Pflanzen streuet.

Ein anderes Mittel gegen diese kleinen Springer ist dieses:

Man nimmt kurze Holzstäbchen, umwickelt sie mit Werg, und tunkt sie in Wagentheer. Solche Stäbchen setze man in ziemlicher Anzahl auf das Pflanzenbeet. So wie man nun gelegentlich vorüber geht, so beunruhigt man die Erdflöhe, daß sie zum Theil an die Stäbe springen. So werden sich viele in den Theer verwickeln und darin umkommen.

Noch ein Mittel ist dieses: Man kaufe sich in der Apotheke kalkhaltige Schwefelleber, lasse sie in Wasser zergehen und besprengt die Pflanzen damit.

Wenn man die Kohlpflanzen zum Versehen ausgezogen hat, so tauche man ihre Wurzeln auch in den mehr erwähnten Brei, damit sie leichter anwachsen. Man pflanze sie mit demselben Pflanzstock, wie die Runkelrüben.

Das Behacken des Kohls ist ihm eben so nothwendig, wie den übrigen verpflanzten Gewächsen, sobald er angewachsen ist. Zum zweiten Male behäufelt man den Kohl etwas.

Das zu dichte Pflanzen des Kohls ist noch schädlicher, wie der Rüben gewächse, zumal wenn man eine große Art hat. Er muß von allen Seiten vielen Platz haben, wenn er zuerst große Stauden bilden, und hernach große Köpfe schließen soll.

Die Raupen, welche ich schon bei den Kohlrüben angeführt habe, sind noch weit schädlicher für den Kohl; denn wenn sie dort auch die Blätter wegfressen, und dadurch machen, daß die Rüben nicht ihre volle Größe erlangen, so können sie den Rüben in der Erde selbst nichts anhaben. Diese treiben ohnedies bald wieder neues Kraut.

Ein ganz abgefressenes Kohlfeld erholt sich aber höchst selten, und in dem Jahre, wo sie sehr häufig sind, diese verheerenden Thierchen, erlangt man nicht leicht Köpfe. Kann man daher durch fleißiges Ablesen der Raupen der Verwüstung zuvor kommen, so bezahlt sich hier diese Mühe noch besser, wie bei den Kohlrüben.

Mit dem Abblatten des Kohls hat es wieder dieselbe Bewandniß, wie bei den Runkel- und Kohlrüben. Mit gehöriger Vorsicht kann man die Blätter, welche gelb werden und absterben, schon sehr zeitig anfangen abzunehmen, ohne daß es dem Wachsthum des Kohls Schaden wird. Hingegen das gewaltsame Abreißen der grünen Blätter zu einer Zeit, wo er noch im besten Wachsthum ist, kann sehr nachtheilig werden, und man kann dann nicht auf große Köpfe rechnen. Als Nebenfutter mögen die absterbenden Kohlblätter immer genützt werden. Aber

zum Hauptfutter versorge man sich so lange mit anderem, als Buchweizen, Spörgel oder weißen Rüben, bis der Kohl sein Wachsthum ordentlich vollendet hat.

Wenn man den Kohl aberntet und nach Hause fährt, so darf man ihn nicht in hohe Haufen aufstürmen, wenn er gut bleiben soll. Er wird, wenn er in Haufen übereinander liegt, sehr leicht warm und fault, in welchem Zustande er nicht nur einen Theil seiner Nahrungsfähigkeit einbüßt, sondern auch noch außerdem der Butter einen unangenehmen Geschmack mittheilt. Am besten dauert er, wenn man ihn auf recht dichten Rasen im Garten Kopf bei Kopf so hinstellt, daß die Strünke nach oben gekehrt sind. So hält er sich lange, weil der Regen nicht in den Kopf eindringen kann, und weil es in dieser Zeit zu kalt ist, als daß der Rasen faulen sollte.

Hätte man keinen schicklichen Rasenplatz in der Nähe der Wohnung, so legt man Stroh unter und stellt die Köpfe eben so auf; sonst würde sich Erde anhängen und sie verunreinigen. Friert es auch etwas, so schadet es dem Kohl nicht. Ehe sehr starker Frost eintritt, wird man den Kohl in der Regel versättert haben.

Für das Rindvieh, vorzüglich für Milchkühe, ist der Kohl ein sehr gutes Futter. Man nehme sich aber sehr mit demselben in Acht, und gebe dem Viehe niemals zu viel mit einem Male. Es blähet kein Futter das Rindvieh so leicht auf, als der Kohl. So sehr man auch gegen das Verfüttern des jungen Klees warnt, und zwar mit Recht, so halte ich diesen lange nicht für so gefähr-

lich, als den Kohl. — Man muß zwar auch die Rüben deshalb vorsichtig verfüttern, aber so leicht blähet ein Kind nicht davon auf.

Die nöthigen Kohlpflanzen muß man sich selbst erziehen, und muß sich nicht auf das Kaufen verlassen. Man kann sonst nicht pflanzen, wenn die Witterung günstig und das Land gehörig vorbereitet ist, sondern wenn man die Pflanzen bekommen kann. Sehr oft muß man aus Noth sich mit elenden, ausgesuchten Pflanzen begnügen, und sie dennoch theuer bezahlen.

Daher lasse man sich die Mühe des Saamen, und Pflanzenziehens nicht verdrießen. Man sucht zu den Saatköpfen im Herbst mäßig große, recht dicht gewachsene Köpfe aus, zieht sie mit der Wurzel aus, und hebt sie in einem trockenen Keller auf. Die faulenden Blätter nimmt man ihnen von Zeit zu Zeit ab, damit nicht der ganze Kopf davon angesteckt werde.

Im Frühjahr bringt man sie auf gut gedüngtes, sonniges Gartenland. Man braucht nur wenige Stauden, um sich den nöthigen Saamen zu ziehen; da er aber biswellen mißrath, so muß man sich etwas Vorrath von diesem Saamen halten.

Das Kaufen des Kohlsaamens ist sehr mißlich, weil man von den Leuten, die damit handeln, so leicht betrogen werden kann. Diese verkaufen nicht nur alten, verdorbenen Saamen, sondern statt Kohlsaamen erhält man wohl Kohlrüben, Braunkohl, oder andern Saamen, weil er sich nicht gut von einander unterscheiden läßt.

Vom rothen oder spanischen Klee, Kleber,
Brabanter oder Kopfklee.

Die Futtergewächse, welche ich bis jetzt beschrieben habe, machen die im siebenten Kapitel sogenannte dritte Klasse der von dem Landwirthe angebaueten Gewächse aus, oder diejenigen, bei deren Anbau man dem Lande eine eben so sorgfältige Bearbeitung geben kann, als wenn es den Sommer durch unbesäet bliebe und gebraucht würde. Alle diese Gewächse sind als Winterfutter vorzüglich zu gebrauchen. Die Gegenden, denen es an Heu gebricht, können ihr Vieh damit, zur Noth bei bloßem Stroh, sehr gut erhalten.

Jetzt werde ich den Bau derjenigen Gewächse lehren, die vorzüglich das Grünfutter für den Sommer hergeben.

Zuerst also vom Klee (Kleber).

Er wächst in allen abgewässerten Thon- und Lehmbodenarten; bei einer feuchten Lage auch noch im lehmigen Sandboden. Auf den eigentlichen Sand paßt er sich aber nicht. Auf moorigem Niedrigungsboden, der größtentheils aus Modererde besteht, wird er gewöhnlich vom Frost in die Höhe gezogen, so lange dieser Boden noch nicht mit Sand, oder besser, mit mergellichem Lehm besfahren ist.

Für den Thon- und Lehmboden ist der Klee ein herrliches Gewächs. Es giebt eine erstaunliche Menge des besten Futters, und verbessert den Boden selbst für die

ihm folgenden Getreidearten, jedoch nur unter diesen Bedingungen:

1) Wenn der Boden tief bearbeitet, und die ganze Ackerkrume wohl mit Modererde und Düngertheilen durchdrungen ist. Auf Boden, der nur flach bearbeitet wurde, wo unter der Pflugsohle durch den Tritt des Arbeitsviehes die Erde sich verdichtet hat, können die Pflanzen nicht tief genug eindringen. Daher erfrieren sie bei heftigen Blachfrösten, oder bei trockener Witterung trocknet die flache Erdkrume sehr bald so tief aus, als die Kleewurzeln gegangen sind, und der Klee verwelkt.

Aber auch wohlgedüngten oder von Natur fruchtbaren Boden verlangt der Klee. Findet er nicht Nahrung im Boden, so treibt er wenige, schwache Halme; so bleiben auch seine Wurzeln nur dürftig; er kann das Land nicht gehörig überziehen und beschatten. Er hinterläßt sonach auch wenig im Boden zurück; die Sonnenstrahlen kann er nicht vom Boden abhalten. Sie trocknen ihn zusammen und dann lockert er das Land auf keine Weise. Weil er sich nicht ausbreiten kann, so finden sich Unkräuter ein, die mit einer schlechtern Beschaffenheit des Landes vorlieb nehmen und dasselbe überziehen.

2) Daß der Klee nur auf reines Land gesäet werden müsse, ist eine zweite Bedingung, wenn er ein Verbesserungsmittel des gebundenen Bodens werden soll. Saamenunkraut schadet dem Klee wenig, mit Wurzelunkraut, namentlich mit den Quecken, verträgt er sich nicht. Wo diese die Oberhand gewinnen, da muß der Klee weichen.

Die Quecken oder Päden wuchern nirgends so sehr als in dem lockern Kleelande. Diese muß man also sorgfältig vorher aus dem Lande geschafft haben, welches man mit Klee besäen will. Recht guter Klee erstickt zwar auch die Quecken; der Fall ist aber so selten, daß man nicht darauf bauen kann. Denn weit öfterer, und bei der mindesten ungünstigen Witterung, nehmen die Quecken das Land ein.

3) Eine dritte nothwendige Bedingung des Kleebaues ist, daß er nicht zu oft auf ein und dasselbe Land komme. Öfter als alle sechs oder sieben Jahre sollte man den Klee niemals wiederkehren lassen, wenn sich das Land nicht ganz besonders zum Klee eignet. In dieser Zwischenzeit muß das Land wenigstens Ein Mal eine tüchtige, tiefe Bearbeitung erhalten, bei welcher alle Schollen zertrümmert, und das Land völlig gepulvert wird. Diese Bearbeitung gebe man nun durch eine gute Sommerbraache oder durch die vorher, beschriebenen Futtergewächse, so muß dann der Klee bald derselben folgen, ehe das Land wieder verdichtet oder unrein wird.

Nur unter solchen Bedingungen kann man sich der gerühmten Vortheile des Kleebaues erfreuen, und nur unter ihnen wird er ein vorzügliches Mittel, zur Beförderung des Wohlstandes aller Ackerbauer. Wer den Klee häufig anbauen wollte und die angegebenen Bedingungen nicht berücksichtigen könnte, oder wollte, würde für die Dauer mehr Schaden wie Vortheil davon haben.

Ihr werdet nun immer mehr einsehen, lieben Lands

leute, warum ich im siebenten Kapitel so weitläufig von den Eigenschaften der verschiedenen Gewächse, und welche Beschaffenheit des Bodens einem jeden zuträglich ist, gesprochen habe. Ich wollte Euer Nachdenken auf diese Unterschiede leiten, damit ich Euch um so leichter sagen kann, unter welchen Umständen der Anbau eines Gewächses vorthellhaft ist oder nicht.

Ihr werdet nun von selbst darauf fallen, daß kein Land zum Klee sich besser schicke, als das, welches durch behackte Gewächse recht sorgfältig gereinigt worden ist. Da zu diesen Gewächsen stark gedünget werden muß, so ist es noch kräftig genug für den Klee. Der Mist hat sich durch die häufige Bearbeitung nun erst recht dem ganzen Lande mitgetheilt, und der Klee findet hier einen herrlichen Standort.

Man säet ihn mit Gerste gewöhnlich aus, weil diese ganz vorzüglich in diesem lockern Lande geräth. Sonst ist es auch ganz gleich, man säet ihn mit einer Getreidefrucht aus, mit welcher man will, wenn sich das Land nicht recht zur Gerste schickt.

Hätte man aber Lust, den Klee auf solches Land zu bringen, welches man einen Sommer gebraucht und mit Winterung bestellt hat, so geht auch dies sehr gut. Der Klee wächst vortreflich an, wenn man ihn im Frühjahre, sobald das Land abgetrocknet ist, auf die junge Roggen- oder Weizenfaat aussäet. Hat man unmittelbar zur Winterung gut gedünget, so wird hier der herrlichste Klee. Man überzieht die Wintersaat vor der Ausfaat des Klees

saamens mit den Eggen, welches ich schon als sehr zu-
trüglich für die Winterung auf jedem gebundenen Boden
empfohlen habe.

Säet man den Klee, wie gewöhnlich, unter die Gerste,
welche nach Roggen folgt, so daß der Klee das Land im
dritten Jahre nach der Düngung, gewöhnlich im Braach-
jahre, einnimmt, so gehört schon ganz vorzügliches Land,
eine sehr gute Düngung, und eben so fleißige Bearbeitung
dazu, wenn der Klee hier recht gut gerathen soll. Sel-
ten werden sich diese drei Stücke mit einander vereinigt
finden. Wo aber eins fehlt, da ist der Kleebau mißlich.

Gewöhnlich ist das Land durch die zwei Getreideernten
so erschöpft, daß der Klee nicht mehr Kraft genug findet,
oder es ist nicht möglich, das Land zu der Gersten- und
Kleesaat gehörig zu bearbeiten: in beiden Fällen setzt man
sich der Gefahr aus, durch den Klee das Land zu verwil-
dern, und dann schlechte Ernten danach zu erhalten.

Allen diesen Nachtheilen entgeht man, und bringt den
Getreide- und Futterbau in eine für beide wohlthätige
Verbindung, wenn man den Klee unmittelbar in das
mürbe und reine Land nach Hackfrüchten bringt, und dann
eine solche Folge der Früchte wählt, als ich in dem oft
erwähnten siebenten Kapitel für das bessere huthfreie Land
angerathen habe.

Bei der Ausfaat des Saamens selbst hat man zu be-
obachten, was ich schon beim Rübensäen erwähnt habe.
Den feinen Saamen kann man nicht so tief mit Erde
bedecken, wie den Getreidesaamen. Man muß daher das

zur Saat gepflügte Land erst glatt eggen, ehe man den Klee aussäet. Der Klee erträgt am wenigsten eine starke Bedeckung mit Erde.

Soll der Kleesaamen sich recht gleichmäßig über das ganze Land vertheilen, so säe man ihn nur bei windstillm Wetter aus. Da im Frühjahre die Nächte gewöhnlich ruhig zu seyn pflegen, und der Wind am Tage immer am stärksten ist, so muß man die Kleesaat in den Morgenstunden vornehmen, ehe sich der Wind erhebt. Man säet den Klee nur in schmalen Würfen aus, die man gut überwerfen kann, und nimmt auf den Morgen höchstens acht Pfund guten Saamen.

Nach der Aussaat des Kleesaamens überzieht man das Land bloß einmal mit leichten Eggen. Bei recht trockener Witterung und lockerem Boden walzt man ihn auch ein.

Sollte das Wetter so trocken seyn, daß man besorgt, der Kleesaamen möchte nicht aufgehen, so kann man die Aussaat desselben so lange verschleben, bis man Regen vermuthet. Es schadet nicht, wenn die Sommerung, unter welche man den Klee säet, auch schon ein Paar Zoll lang ist. Trift den ausgesäeten Saamen ein tüchtiger Regen, so wächst er sehr gut an. Es ist aber immer mißlich, sich darauf zu verlassen. Besser thut man wohl, die Bestellung so einzurichten, daß Pflügen und Eggen, nöthigenfalls auch Walzen, sich schnell folgen, ehe das Land ausgetrocknet ist.

Ist der Klee nur erst einmal aufgegangen, so hält

er unter dem Schatten der Sommerung eine beträchtliche Hitze aus, ohne zu verdorren. Bei feuchter Witterung überzieht er das Land bald, und wächst oft ziemlich lang in der Gerste auf.

Nach der Getreideernte bekommt er noch mehr Lust, und wird sich vor dem Winter noch gehörig ausbreiten und starke Wurzeln treiben. Dies verhindere man nicht dadurch, daß man die junge Kleestoppel zu früh mit dem Viehe betreibt. Gegen Michaelts kann man das Vieh bei trockener Witterung, wo es nicht tief in den Boden eintritt, den Klee etwas abfressen lassen. Die Schaafse halte man aber lieber ganz vom Kleelande zurück, weil diese die Herzen der jungen Pflanzen mit abbeißen.

Manche glauben, der Klee müsse mit langem Mist bedeckt werden, wenn er im Winter nicht erfrieren soll. Dies ist aber weder nothwendig noch schützt es vor dem Erfrieren. Bereitet Euer Land so vor, wie ich Euch gelehrt habe und sorgt für eine frühe Aussaat des Klees, damit er im ersten Jahre tiefe Wurzeln schlagen kann, so werdet Ihr Euch am besten vor dem Erfrieren des Klees sichern. Eine neue Düngung durch den aufgestreuten Mist bedarf der Klee eben so wenig, der in wohlgedüngtes Land gesäet ist.

Hätte man aber recht viel von dem kurzen Mist, dessen Bereitung ich Seite 63. des ersten Theils gelehrt habe, eine Mengung aus Asche, Auskehrigt, Gassenkoth u. s. w., die man einen Sommer lang fleißig mit Mistjauche begossen und oft umgearbeitet hat, und man brauchte diese
Dün-

Düngung nicht noch nothwendiger an andern Stellen, so wird man durch ein schwaches Ueberstreuen des Klees damit seinen Wuchs ungemein befördern. Man müßte vorzüglich solche Stellen mit dieser unvergleichlichen Düngung unterstützen, die aus irgend einem Grunde zum Klee noch zu dürftig sind.

Hätte man sich im Sommer recht viel Mistjauche gesammelt, nach der Anweisung, die dazu bei der Viehzucht folgen wird, und man brauchte sie nicht zum Begießen des Mistes, so wird man den zweiten Kleewuchs sehr befördern, wenn man das Kleeland nach dem ersten Hieb damit begießt.

Kann man gepulverten Gips bekommen, so unterlasse man ja nicht, den Klee damit zu bestreuen. Dies geschieht im Mai, wenn der Klee schon so weit erwachsen ist, daß seine Blätter den Boden ziemlich bedecken. Man wählt dazu einen Morgen oder Abend, wo der Klee sehr stark bethauet ist, und man daher sicher ist, daß der feine Staub an den nassen Blättern hängen bleibt. Man nimmt auf den Morgen einen Berliner Scheffel Gipsmehl. Diese anscheinend schwache Düngung thut die wunderbarste Wirkung, nicht allein auf den Klee, sondern auch auf junge Erbsen und Wicken, aber immer auf dieselbe Art ausgestreuet, als ich hier angegeben habe.

Ist das Wetter im Frühlinge günstig, so wird der Klee in der Mitte des Maimonats so weit heran gewachsen seyn, daß man zur Noth den Anfang mit dem

Abschneiden desselben machen kann. Es schadet nicht, wenn man damit etwas früh anfängt. Man muß nur den jungen, blätterreichen Klee nicht allein füttern, sondern zu Häcksel geschnitten ihn mit Strohhäcksel zugleich vorschütten. So wird er dem Viehe ein sehr gedeihliches Futter.

Fängt man früh an, den Klee abzuschneiden, so wächst er sehr bald wieder nach, und man hat dann länger grünen Klee, als wenn man so lange wartet, bis der Klee hart genug ist, um dem Viehe allein gegeben werden zu können. Ist der Klee erst eine Viertelle hoch, so fange man immer an, ihn abzuschneiden.

In diesem jungen Zustande füttert er zwar sehr gut, man muß ihn aber mit großer Behutsamkeit unter die gehörige Menge Strohhäcksel bringen, weil ohne diese Vorsicht das Vieh davon aufbläht. Erst dann kann der Klee allein, ohne Stroh, gefüttert werden, wenn er Blütheknospen ansetzt.

Dies ist auch der rechte Zeitpunkt zum Abmähen des Klees zu Heu, wenn einzelne Blüthen losbrechen. Will man damit so lange warten, bis der Klee in voller Blüthe steht, so wird man zwar eine größere Menge Kleeheu ernten, es ist aber von geringerer Güte.

Gutes Kleeheu ist für alles Vieh ein vortrefliches Futter. Es übertrifft, wenn der Klee zeitig gemähet wurde, das beste Wiesenheu. Hat man es nur erst einen Winter gefüttert und gesehen, wie herrlich sich das Vieh

dabei befindet, so wird man gewiß alles ausbieten, um davon so viel als möglich zu ernten.

Man trocknet den Klee auf diese Weise: Nach dem Abmähen läßt man den grünen Klee ruhig so lange in Schwaden liegen, bis er von der obern Seite etwas angewelkt ist. Man befürchte nicht, daß die untere Seite der Schwaden indessen gelb werde, wenn der Klee auch noch so gut stand.

Bei guter Witterung ist die obere Seite in zwei Tagen so weit abgetrocknet, daß man die Schwaden nun umwenden kann. Man bedient sich dazu der Harkensstiele, noch besser langer Gabeln, die man untersteckt und das Schwad umlegt, ohne die Kleestängel in ihrer Lage zu verändern.

Bei recht heiterer Witterung verrichtet man diese Arbeit erst gegen Abend, damit kein Blatt verloren gehe. Hat der Klee bei guter Witterung wieder zwei Tage auf der andern Seite gelegen, so wird er trocken genug zum Einsetzen in kleine Windhaufen seyn.

Man muß eilen, ihn bald in diese Haufen zu bringen. Er braucht dazu noch nicht sehr trocken zu seyn, weil er in diesen Haufen noch vollends trocknet, aber man hat ihn vor einfallendem Regenwetter so ziemlich gerettet, wenn er von der Erde auf ist.

In diese Windhaufen legt man den Klee auch erst gegen Abend ein, um allen Blätterabfall zu verhüten. Diese Haufen setzt man etwa fünf Fuß hoch locker auf,

damit die Luft sie durchstreiche, weshalb man sie mehr spitz als breit machen muß.

In diesen Haufen bleibt das Kleeheu bis zur völligen Trockniß stehen. Bei den saftigen Kleeestängeln dauert es oft sehr lange, ehe man es einfahren kann. Man übereile sich jedoch nicht damit, und warte es ruhig ab, sollte auch ein Regen ein paar Tage anhalten. Wenn die Haufen nur gut geseht, und von allen Seiten zugerundet sind, so zieht der Regen nicht sehr ein. Wendet sich das Wetter, so setze man seine Haufen um, d. h. man lege das Heu auf eine andere Stelle, das trockene unten, das nasse oben, und mache eben wieder solche Haufen.

Dies Umsetzen dieser Haufen ist auch bei der besten Bitterung von Zeit zu Zeit nöthig. Theils durch den nächtlichen Thau, theils durch die eigene Last des Heues werden diese Haufen von Tage zu Tage dichter und das Austrocknen geht dann langsamer; auch fängt der unter dem Haufen stehende Klee an zu verderben, und die untere Lage des Haufens dazu. Daher ist nach mehreren Tagen ein Umsetzen und Auflockern der Haufen nicht zu unterlassen.

Sind die Kleeestängel so trocken geworden, daß sie leicht durchbrechen, so ist das Heu zum Einfahren gut. An einem heitern, windigen Tage stößt man nun diese Haufen mit einer Gabel um, so daß das unterste Heu recht an die Luft kommt und ladet es gleich aus diesen Haufen auf den Wagen.

Wollte man es gleich anderem Heue förmlich streuen

und mit den Harken durchrühren, so würde man sehr viele Blätter einbüßen, die am Klee das beste sind.

Es währt auf diese Art freilich etwas lange, ehe man das Heu einscheuern kann; die Arbeit, die es indessen fordert, ist ganz unbedeutend. Nur außer Acht darf man es nie lassen, und man muß die Haufen täglich einmal durchgehen, damit man gleich nachhelfe, wenn der Wind etwas in Unordnung gebracht hat.

Ehe man den Klee zu Heu abmählet, überlege man wohl, wie viel man noch zum Grünfutter oder zum Saamen vom ersten Wuchs braucht. Obgleich der Klee nicht mehr gut füttert, wenn er schon einige Zeit in voller Blüthe stand, so wird man doch nicht immer anderes Grünfutter genug haben und sich doch damit begnügen müssen, etwas hartstängelichten Klee zu füttern. Denn die Wicken sind nicht immer um diese Zeit gehörig heran gewachsen, so wenig wie der zweite Kleeschnitt. Man lasse sich daher lieber etwas zu viel vom ersten Wuchs stehen, als zu wenig, damit man nicht in Futternoth komme.

Es ist auch sehr rathsam, eine Kleinigkeit vom ersten Wuchs zu Saamen stehen zu lassen, wenn sich der Klee nicht gelagert hat. Denn obgleich der zweite Wuchs in der Regel bessern Saamen giebt, so ist man doch nicht sicher, ob nicht im Spätsommer eine so gewaltige Dürre einfällt, daß der Saamen nicht seine Vollkommenheit erlangen kann. Oder nasse Witterung verhindert das Reifen des Saamens. Genug es ist im

mer gut, einige Quadratruthen vom ersten Kleewuchs zum Saamen zu lassen.

Dem Kleesaamen ist oft eine sehr gesuchte, theure Waare. Man kann, wenn man die Gewinnung des Kleesaamens ordentlich versteht, vieles Geld daraus lösen.

Die Reife des Saamenkleees ist dann eingetreten, wenn die größten Köpfe schon anfangen, den Saamen fallen zu lassen. Man mähet ihn im Thau ab, damit man nicht durch die Sense den reifen Saamen abschlägt. Auf alle Köpfe kann man mit dem Abmähen nicht warten, daß sie auch vollkommen reif seyn sollen. Wenn nur die mehresten Köpfe schwarzbraun sind, so ist er reif.

Auf den Schwaden läßt man den Saamenklee so lange liegen, bis die darin befindlichen grünen Blätter trocken sind. Dann bringt man ihn im Thau auf kleine Gelege zusammen. Wollte man dies bei der Trockenheit thun, so würden die reifsten Hülsen sich abreißen. Das Einfahren selbst geschieht aber in der größten Hitze. Damit man dabei keinen Verlust an Saamen erleide, belegt man den Wagen mit großen Tüchern oder Planen, in welchen man die abgeriebenen Hülsen sammelt. Diesen trocknen Klee wirft man vom Wagen sogleich auf einen reinen Scheunensflur und drischt ihn ab, ehe er wieder feucht wird. Wollte man ihn erst über anderes Getreide hinpansen, so würde man wieder etwas Saamen einbüßen.

Die abgedroschenen Hülsen oder Kappen kann man

entweder gleich so aussäen, oder man reiniget sie vollends. Dieses Ausdreschen des Kleesaamens verschiebt man bis zu bequemer Zeit.

Am besten ist es, wenn man diese Hülsen in der Sonne trocknet. Man kann es zwar auch im Backofen thun, man muß sich dann aber sehr in Acht nehmen, daß man den Saamen nicht verbrennt. Zum Trocknen in der Sonne braucht man große leinene Tücher oder Planen, die man an solche Stellen legt, wo sie der Sonne sehr, dem Winde aber wenig ausgesetzt sind. Man schüttet die Kleehülsen ein Paar Zoll hoch auf, und rührt sie einige Male um.

Haben sie einige Stunden die Sonnenwärme genossen, so geht man mit ihnen auf den Scheunensflur und fällt mit den Dreschflegeln über sie her. Wenn sie einmal tüchtig durchgearbeitet sind, so werden sich manche von den Hülsen zu Pulver zerschlagen haben. Man siebt nun alles durch solche Siebe, welche den Kleesaamen und den feinen Staub, aber nicht die Kleehülsen durchlassen. Was in den Sieben zurückbleibt, wird so lange gedroschen, bis sich alles klein geschlagen hat und durch die Siebe gegangen ist. Was übrig bleibt, trocknet man den andern Tag noch einmal, und fährt auf diese Weise fort, so lange man noch Kleehülsen hat.

Trocknet man die Kleehülsen im Backofen, so schüttet man sie locker in Säcke und bringt sie so hinein. Auch bei recht starkem Froste werden die Hülsen so trocken, daß man sie zu Pulver schlagen und durchsieben

kann. Man muß sie zu dem Ende eine Nacht durch, wenn es eben recht stark friert, schwach auf einem Scheunflur ausbreiten und durchfrieren lassen. Da wir aber nicht in jedem Winter, Gott sey Dank! solchen strengen Frost erleben, so bleibt es immer mißlich, sich darauf zu verlassen. Am sichersten geht man immer, wenn man die Kleehülsen im September aus der Sonnenwärme drischt.

Das Reinigen des Kleesaamens, wenn erst alles zu Pulver und Staub gedroschen ist, geht sehr leicht. Man hat dazu nichts nöthig als ein Sieb, welches den Saamen zwar leicht, aber nicht sehr schnell durchfallen läßt. Man kann dasselbe Sieb dazu brauchen, welches man zum Sieben beim Dreschen der Hülsen brauchte.

Man wählt zu dieser Reinigung des Saamens von der Spreu einen Tag, an welchem der Wind gerade über den Scheunflur streicht, wo er nicht in einzelnen Stößen heftig anfällt, sondern gleichmäßig zieht.

Man trifft die Vorrichtung, daß man in die Tennewand ein Loch bohrt, in welches man einen Harkensiel oder einen andern glatten Stock befestigt. Auf demselben bewegt man das Sieb hin und her und öfnet das Scheunenthor wie die hintern Zuglöcher so, daß der Windzug gerade dorthin trift, wo man sibt.

Indem man nun den Saamen sammt der Spreu durch das Sieb fallen läßt, fällt der Saamen vermöge seiner Schwere gerade herunter, die leichte Spreu wird aber vom Winde weggeführt. Man ändert seine Stelle

nicht, damit kein Saamen in die Spreu falle und läßt einmal alles durch das Sieb auf die angegebene Art laufen.

Ist das geschehen, so untersucht man, wie weit die Spreu ganz rein von Saamen ist und schafft sie weg. Diejenige schwerere Spreu aber, in welcher noch Saamen ist, sibt man noch einmal oder vielmehr so lange durch, bis der Saamen ganz rein ist. Durch diese einfache und leichte Art bleibt gar kein Saamen in der Spreu, welches wohl geschieht, wenn man diese mit dem Kleesaamen gleich anderem Getreide wirft.

Hat man zu dieser Arbeit einen passenden Tag gewählt, so geht sie so schnell, daß ein Mensch in vier Stunden mit leichter Mühe drei Berliner Scheffel Saamen reinigen kann.

Der Klee ist allen Thierarten des Landmanns ein sehr angenehmes Futter im grünen, wie im getrockneten Zustande. Pferde, Rindvieh, Schaaf und Schweine verzehren ihn mit großer Begierde.

Der grüne Klee macht alles Vieh sehr leicht wohlbeleibt. Die Kühe geben danach fette Milch und die Pferde und Ochsen arbeiten bei grünem Klee so gut, wie bei Kornfutter.

Ein starkes Rind braucht täglich hundert Pfund grünen Klee zu seiner Sättigung.

Von hundert Pfund grünen Klee erhält man ungefähr zwanzig Pfund Kleeheu. Beobachtet man dasje

nige, was ich über den Anbau des Klees gelehrt habe, so erntet man von einem Morgen Klee, wenn er gut geräth, wohl dreißig Centner Kleeheu in zwei Schnitten. Da man aber nicht erwarten kann, daß die Witterung alle Jahre gleich günstig ist, so wollen wir dreißig Centner Kleeheu oder zwei Fuder à funfzehn Centner schon eine sehr gute Ernte vom Morgen nennen.

Lasset uns danach berechnen, wie viel Klee man ansäen muß, um Futter für sein Vieh im Sommer genug zu haben.

Man kann annehmen, daß der Klee vom 15. Mai bis den 15. August, also drei Monate, als Grünfutter gebraucht werden kann.

Giebt ein Morgen dreißig Centner Kleeheu, so hat eine Kuh daran hundert und funfzig Tage zu fressen. Man wird also auf drei Kühe zwei Morgen mit Klee brauchen, um sie drei Monate lang ganz im Stalle zu erhalten. Es bliebe zwar bei einer Ernte von dreißig Centnern noch etwas übrig, wenn man ganz genau rechnen wollte; weil aber durch unglückliche Witterung dies Gewächs eben so gut wie andere umschlagen kann, so nehmen wir an, daß zum bloßen Grünfutter für drei Stück großes Vieh immer zwei Morgen Klee nöthig sind. Für sechs Stück also vier Morgen, für neun Stück sechs Morgen u. s. w.

Wie man sich übrigens mit der Aussaat der Wicken oder des Buchweizens einrichten müsse, daß diese Gewächse jedesmal als Grünfutter erwachsen sind, wenn

der erste oder auch der zweite Kleeschchnitt zu Ende gehen, werde ich in dem Kapitel von der Viehzucht und Stallfütterung lehren.

Von der Luzerne und Esparsette.

Eben so gut, wie den Klee, fressen alle unsere Haus- thiere diese beiden Gewächse grün und getrocknet. Sie sind deshalb in vielen Stücken dem Klee sehr ähnlich, in andern sind sie sehr von ihm unterschieden.

Ob sie sich gleich ihrer Natur nach nicht so wie der Klee zum allgemeinen Anbau schicken, so kann es doch sehr viele Fälle geben, wo es auch dem Besitzer eines kleinen Gutes vortheilhaft ist, sie anzubauen. Darum konnte ich sie nicht ganz übergehen, sondern will das Nothwendigste über ihren Anbau bemerken.

Die Luzerne (auch ewiger Klee, Dauerklee, Pferd- klee) verlangt einen Boden, der in beträchtlicher Tiefe sich gleich bleibt und nicht sehr verschiedene Erdlagen im Untergrunde hat. Am wenigsten ist solcher Boden pas- send dazu, der einen kieseligen oder thonigen Untergrund hat, auf welchem das Wasser anstauet. Ein Thon- oder Leimboden, der auf grobem Sande liegt, taugt auch nicht zu der Luzerne, weil sie dann in der Tiefe zu wenig Nahrung findet.

Hat man also nicht einen Boden, der wenigstens

drei Fuß tief sich so ziemlich gleich bleibt, so ist es nicht rathsam, ein Luzernefeld anzulegen. Der größte Vorzug der Luzerne besteht in ihrer langen Dauer, wenn sie erst recht eingewurzelt ist und darin, daß sie bei der größten Dürre dennoch fortwächst, weil ihre Wurzeln in der Tiefe ihre vorzüglichste Nahrung suchen. Findet sie in der Tiefe kein Hinderniß, keine feste Thon- oder Kiebschicht, in welche ihre Wurzeln nicht zu dringen vermögen oder kein unergründliches Sandmeer, in dem keine Nahrung zu suchen ist, so dauert sie wohl funfzehn bis zwanzig Jahre.

Wegen dieser langen Dauer schießt sich die Luzerne aber nicht wohl in das freie Feld, sondern mehr für den Garten, oder für solche Winkel, die sich wegen ihrer Lage nicht gut pflügen lassen.

Hat man solche Stellen, selbst auf dem Felde, wo der Untergrund jene Fehler nicht hat und die beackerte obere Erdrume ist in der gehörigen Kraft, so säume man nicht, sie mit Luzerne anzusäen. Sie werden damit einen Futterertrag geben, der alles übertrifft, was man bis dahin zu erhalten gewohnt war.

Die Luzerne ist das früheste Futtergewächs. Sie kann in der Regel zehn Tage früher geschnitten werden, als der rothe Klee. Sie wächst auch länger wie dieser im Spätsommer und Herbst, und kann in Einem Jahre wohl vier Mal geschnitten werden.

Wenn aller Rasen vertrocknet ist und der Klee die Blätter hängt, wächst die Luzerne lebhaft fort. Sie

nährt das Vieh fast besser wie der Klee und blähet es nicht so leicht auf.

Will man sich alle diese Vortheile verschaffen und ein Luzernefeld anlegen, so muß man folgendes beobachten. Zuerst erwäge man, daß ein Futterfeld angelegt werden soll, welches für eine lange Reihe von Jahren bestimmt ist. Darum muß man einige mehrere Mühe der ersten Anlage nicht scheuen.

Soll die Luzerne eine lange Dauer haben, so muß sie das Land ganz allein einnehmen. Kommt Unkraut dazwischen, so entstehen sogleich leere Stellen, und dann ist es sehr bald um dieselbe geschehen. Es ist daher sehr wichtig, die Luzerne auf solches Land auszusäen, welches durch vorherige gute Bearbeitung völlig vom Unkraute gereinigt ist und damit nicht neues in ihr aufkommen kann, so muß sie in den ersten Jahren gejätet werden.

Am liebsten säet man die Luzerne auf solches Land, welches das Jahr vorher behackte Früchte getragen hat. Man säet sie ebenfalls nicht allein, sondern, wie den rothen Klee, mit andern Gewächsen aus. Am besten schicken sich dazu Erbsen, Buchweizen oder ein Wickensgemenge.

Man säet sie im Mai auf eben die Art wie den Klee, d. h. nachdem man das rauhe, aufgepflügte Land etwas geebnet hat, damit der Saamen nicht so tief komme. Sind die mit der Luzerne ausgesäeten Gewächse so weit erwachsen, daß sie blühen, so hauet man sie ab und verfüttert sie grün. Nach zehn Tagen wird

sich die Luzerne wieder hinlänglich zeigen. Jetzt verwende man alle Aufmerksamkeit auf dieselbe, daß sich kein Unkraut einniste und jäte sie sorgfältig.

Sollten durch fehlerhaftes Säen leere Stellen geblieben seyn, so säe man sie nach und Sorge auf alle Art für einen dichten Stand der Luzernepflanzen. Sie werden im ersten Sommer noch ein oder zweimal emporwachsen, geben aber nur einen schwachen Schnitt.

Im März des folgenden Jahres bestreuet man die Luzerne mit Asche, Ofenruß oder mit dem oft erwähnten kurzen Mist. Im zweiten Sommer muß man ebenfalls alles Aufkommen von Quecken oder Rasen verhüten und das Luzernefeld fleißig jäten. In diesem Jahre giebt sie erst einen mäßigen Ertrag.

Den reichlichen Lohn für alle auf sie gewendete Mühe und Düngung fängt sie erst im dritten Jahre zu geben an. Sie erfordert nun kein Jäten mehr, wenn man sie zwei Jahre lang recht rein hielt. Sie ist stark genug geworden, um alles Unkraut zu ersticken.

Die einzige Pflege, die die Luzerne ferner nöthig hat, ist, daß man sie ein Jahr ums andere auf die angegebene Art düngt, und in jedem Frühjahr das Land mit eisernen Eggen tüchtig egget, wodurch die obere Erdkrume etwas aufgelockert, und mit der kurzen Düngung vermengt wird.

Ein so behandeltes Luzernefeld giebt funfzehn bis zwanzig Jahre lang einen immer gleich bleibenden, sehr hohen Futterertrag. Will man sie zu Heu machen, so

verfährt man auf dieselbe Weise, wie beim Klee angegeben ist, nur mit dem Unterschiede, daß die Luzerne früher gemähet werden muß. Sie wird sonst zu hartstängeliglicht.

Will man von der Luzerne Saamen zielehen, so darf es vor dem dritten Jahre nicht geschehen. Man läßt dann gleich vom ersten Wuchs etwas stehen, und giebt Acht, ob einige Stöcke davon ausgehen. Man säet sie sogleich nach, um alle leere Stellen zu verhüten.

Fangen endlich viele Stöcke an zu vergehen, so ist es Zeit, ein Luzernefeld wieder umzubrechen. Dies ist eine schwere Arbeit, weil die Wurzeln sehr stark werden. Mit dem gewöhnlichen Pfluge wird man es nicht umpflügen können. Man müßte sich entweder einen sehr starken Pflug zu verschaffen suchen, oder muß sich zum Graben bequemen. Der sehr hohe Ertrag, welchen ein Luzernefeld an Getreide giebt, verlohnt sich der Mühe eines sorgfältigen Umbruchs schon. Man wird danach ohne neue Düngung eine sehr gute Weizen- und Haferernte halten.

Ähnlich in der Dauer ist die Esparsette der Luzerne. Sehr unähnlich ist sie ihr aber in dem Boden, welchen sie verlangt. Die Luzerne verlangt zwar einen tiefen, gleichbleibenden und kräftigen Boden, macht sich übrigens aber weniger aus den Bodenarten selbst, in denen sie wächst, verlangt wenigstens keinen Bestandtheil des Bodens ausschließlich.

Die Esparsette aber wächst auf dem fruchtbarsten

Boden nicht, wenn er keinen Kalk enthält. Ist der aber in großer Menge darin enthalten, dann sey er übrigens für die mehrsten andern Gewächse noch so unfruchtbar: Esparsette trägt er doch.

Man muß daher keinen Versuch mit dem Anbau der Esparsette machen, wenn man den Boden nicht kennt und weiß, daß sehr viel Kalk in ihm enthalten ist. Solcher Boden findet sich nicht leicht anders, als in der Nähe von Kalksteinbrüchen. Man untersucht den Boden auf seinen Kalkgehalt, wie den Mergel. Man nimmt Scheidewasser und sieht, wie viel dieses von dem ausgetrockneten Boden auflöst. Man muß es aber vorher mit Wasser verdünnen, ehe man es auf den Boden gießt.

Für die gebirgigten, unfruchtbaren Gegenden in der Nähe der Kalksteinbrüche, ist die Esparsette ein wohlthätiges Geschenk der gütigen Vorsehung. Sie wächst dort auf den steilsten Anhöhen. Selbst auf Felsen, wenn diese nur so viel Krume haben, daß sie einwurzeln kann. Sie dringt mit ihren Wurzeln in die Spalten und Ritzen der Kalksteine ein, und sucht sich in ihnen ihre Nahrung.

Wer also dort Grundstücke hat, kann sie durch nichts so gut, als mit Esparsette nützen. Sie wird ihm jährlich eine gute Heuernte geben, und wird durch die von ihr in zwölf bis funfzehn Jahren abfallenden Blätter das Land auch für ein paar Getreideernten empfänglich machen.

Will man sich ein recht dichtes Esparsettfeld machen,

chen, so bearbeite man das Jahr vor der Aussaat das Land zu Kartoffeln tüchtig. Im folgenden Frühjahre säet man den Saamen mit Hafer oder einer andern Sommerfrucht aus.

Ist der Untergrund Kalk, wie schon gesagt, so hat man eben nicht nöthig, sich viel mehr um die Esparsette zu bekümmern. Sie wird dann munter fort wachsen. So oft wie die Luzerne kann sie aber nicht geschnitten werden. Sie giebt gewöhnlich jährlich einen guten, und dann noch einen schwachen Schnitt.

Kann man sie von Zeit zu Zeit im Frühjahre ein wenig düngen, so wird sie um so besser wachsen.

Die Esparsette ist grün und getrocknet allen unsern Haushieren ein sehr angenehmes Futter. Die Pferde brauchen bei gutem Esparsetteheu wenig Hafer.

Der Saamen der Esparsette ist nicht, wie der der andern Kleearten, klein, sondern mit den ihn umschließenden Hülsen noch größer, wie unsere Getreidearten. Man muß daher dem Maße nach auch mehr wie Getreide auf den Morgen säen, und wenigstens zwei Scheffel. Darum kostet die Besaamung aber doch nicht viel mehr, wie die des Kleelandes, weil der Saamen leicht zu erzeugen ist.

Vom Spörgel (Knickisch, Kranisch, Knöterich,
Juling, Kulinka, Neetkamm).

Ich mache den Beschluß dieser Anweisung zum Anbau der Futtergewächse mit einer Pflanze, die wieder ganz eigends für den Sandboden geschaffen ist. Sie ist unter den obigen Namen an vielen Orten bekannt, an andern weiß man aber nicht, daß sie, ausgesäet und ordentlich angebauet, ein herrliches Futterkraut ist, ob sie gleich als Unkraut wohl allerwärts bekannt ist.

Die Art, welche man anbauet, wächst höher, wie die wildwachsende. Sonst ist sie der wilden sehr ähnlich.

Was der Buchweizen unter den Hülsenfrüchten ist, das ist der Spörgel als Futtergewächs für den Sandboden. Auf Thon- und Lehmboden, auch auf dem feucht liegenden, lehmigen Sandboden baue man immerhin Kartoffeln, Kohl, Klee, Rüben zc. mit einem Worte: reich zutragende Gewächse. Aber für den trockenen, magern, lehmigen Sandboden und den eigentlichen Sand, verachte man den Spörgel nicht. Hier ist er sicherer, also auch vortheilhafter anzubauen, als jene Gewächse.

Der Spörgel wird als Futtergewächs vielfältig benutzt. Man giebt ihn dem Viehe grün, trocknet ihn und macht ihn zu Heu; man weidet ihn auch ab.

Er wächst sehr schnell, dauert aber nur Ein Jahr, darum muß man ihm das Land gleich ganz einräumen. Seines schnellen Wachsthums wegen, und auch weil er

so spät im Herbst noch wächst, schiekt er sich sehr gut zur zweiten Frucht, nachdem das Land in dem Jahre schon eine abgetragen hat.

Man thut aber wohl, ihn in solchen Gegenden, wo man ihn stark anbauet, nicht mit einem Male auszusäen, sondern zu verschiedenen Zeiten.

Eine gar zu frühe Aussaat liebt der Spörgel nicht. Am besten säet man den ersten in der Mitte Mais oder im Anfange des Junius aus, und wiederholt die Aussaat alle drei Wochen. Den letzten kann man selbst noch im Anfange des Augusts aussäen, auf Land, welches Roggen getragen hat.

Eine eigene Düngung verlangt der Boden zu diesem Gewächse gerade nicht, wenn er noch von sonst in Kraft ist, ob freilich auch der Spörgel immer besser in wohlgedüngtem Lande, als in magerem, kraftlosem wächst.

Am besten schiekt sich der Spörgel auf den Sandboden, der im Herbst mit Roggen besäet werden soll, als Vorfrucht. Boden dieser Art wird durch ein zweimaliges Pflügen locker genug für den Spörgel werden.

Man verfährt übrigens bei der Einsaat des Saamens, wie bei allen kleinen Saamen, d. h. man egget das Land vorher recht fein und klar, und säet dann erst den Saamen auf, braucht auch die Walze bei der Bestellung, um den Saamen in die Erde einzudrücken, und das Land besser zu ebnen. Man säet auf den Morgen etwa zwei bis drei Mehen Saamen.

Ist der Spörgel bis zum Blühen heran gewachsen,

so füttert man ihn ab. Man mähet ihn und ziehet ihn nicht gern aus, wie es auch wohl gebräuchlich ist, weil die grünen Wurzeln und Stoppeln das Land noch etwas düngen. Wird er aber ausgezogen, so hinterläßt er dem Lande gar nichts.

Man kann den Spörgel auch trocknen und' zu Heu machen. Läßt man ihn dazu etwas länger stehen, so daß ein Theil schon anfängt, Saamen anzusetzen, so erntet man wohl mehr Heu, in der Regel entzieht man aber dem darauf folgenden Roggen auch mehrere Kraft des Bodens. So viel Saamen, als man zur Aussaat braucht, kann man mit leichter Mühe ziehen, weil er sehr viel Saamen ansetzt. Das Stroh von diesem Saamenspörgel wird von dem Viehe fast lieber wie gutes Heu gefressen.

Man kann den Spörgel zur Verbesserung des Landes, auf welches man ihn säet, und doch zugleich auch zur Erhaltung des Viehes anwenden, wenn man ihn abhütet. Man treibt des Vieh auf, wenn er eben anfängt zu blühen. Betreibt man ihn blos mit Rindvieh und läßt ihn durch dasselbe zwar abfressen, jedoch nicht bis in den Grund treten, so wächst er noch zu ziemlicher Höhe wieder heran, wenn man ihn schont. Dann thut man am besten, ihn im grünen Zustande, wenn er wieder in Blüthe getreten ist, unter zu pflügen.

Auf entfernten und bergigten Feldern, auf welche man mit dem Viehe nicht gut hinkommen kann, oder wenn man gemengt mit seinen Grundstücken zwischen

den Ländereien anderer Leute liegt, wodurch die Behütung mit dem eigenen Viehe immer erschwert wird, kann man den Spörgel auch gleich als Düngung unterpflügen, wenn er in Blüthe getreten ist. Bei dem Unterpflügen dieses und ähnlicher grünen Gewächse vermeidet man aber das tiefe Pflügen und läßt das Land drei bis vier Wochen liegen, ehe man es mit Roggen besäet, damit diese Düngung in Fäulniß geräth.

Da die Gewinnung des Spörgelsaamens so leicht ist, und man keinen Saamen so wohlfeil erhalten kann, so hat man das ganze schlechte Sandland, welches kaum Bocksbart trägt und eine erbärmliche Weide ist, weil auch der weiße Klee noch zu gut auf demselben ist, und nicht darauf fortkommt, auf folgende Art durch den Spörgel verbessert:

Man pflügte dieses Land im Frühjahre flach um, und besäete es mit Spörgelsaamen. Nachdem der Spörgel etwas heran gewachsen war, fing man an, es mit den Schaafen zu behüten. Diese fanden durch den jungen Spörgel Nahrung darauf, düngten das Land durch ihren Urin und Pferch etwas, und im folgenden Jahre fand man dies Land als Weide doch besser, als vorher. Wurde es hernach drei bis vier Jahre hinter einander mit Schaafen behütet, so kam es doch in solche Umstände, daß es eine leidliche Roggenernte trug.

Der Menge nach erhält man freilich von einem Morgen mit Spörgel bestellt nie so viel Futter, als Ein Morgen Klee, Wicken oder Buchweizen heraus giebt.

Man muß aber bedenken erstlich, daß die genannten Futtergewächse auf solchem Boden, der Spörgel trägt, fast gar nicht fortkommen, und zweitens, daß man vom Spörgel auch bei weitem nicht so viel zur Sättigung des Viehes braucht als vom Klee und den Wicken.

Der Spörgel ist erstaunlich nahrhaft und wird von Kühen und Schaafen mit der größten Begierde gefressen. Die Milch der Kühe bei der Spörgelfütterung oder Weide ist fast die fetteste.

Vor allem schießt sich der Spörgel als Herbstfutter. Wenn man von gut gedüngtem, lehmig-sandigem Lande den Roggen abgeerntet hat, so pflüge man die Stoppel bald um, egge das Land glatt und besäe es mit Spörgel, wenn feuchte Witterung ein baldiges Aufgehen des Saamens verspricht. Die Aussaat kostet nicht viel, wenn man sich den Saamen selbst zieht, und in den mehresten Jahren hat man um Michaelis dann von diesem spät gesäeten Spörgel eine schöne Zubuße zum Herbstfutter.

Hier habe ich Euch nun, lieben Landleute! den Anbau einer ziemlichen Menge Futtergewächse gelehrt. Ich habe Euch damit bekannt gemacht, welches sich auf diesen und welches sich wieder besser auf einen andern Boden schießt.

Es kann Euch nun nicht schwer werden, diejenigen auszuwählen, die sich für jeden von Euch schicken. Unterlaßt nicht, immer mehrere zugleich anzubauen, damit

das Mißrathen des einen durch den reichen Ertrag des andern ersetzt werde.

Die Vortheile des Futtergewächsbauens werdet Ihr zuerst an dem bessern Zustande Eures Viehes wahrnehmen. Es wird Euch mehr Arbeit thun können; verkauft ihr ein Stück, so werdet ihr mehr dafür erhalten, als jetzt, wo Ihr es in magerem Zustande zu Markte bringen müßt. Euer Tisch wird reichlich mit Butter und Käse versorgt werden. Ihr werdet selbst aus überflüssiger Milch und Butter manchen schönen Thaler Geld einnehmen können. Aus der Mastung und der Zuzucht jungen Viehes werdet Ihr ebenfalls vieles Geld einnehmen.

Diese Vortheile der bessern Erhaltung des Viehes fallen so leicht in die Augen, daß über sie wohl niemand wegsehen wird. Weniger wird aber der Gewinn des Futterbauens beachtet, der aus dem mehreren und bessern Mist für die ganze Wirthschaft hervorgeht.

Uebersieht diesen wichtigen Umstand ja nicht! Man kann dies deswegen sehr leicht, weil der vermehrte und verbesserte Mist erst nach einiger Zeit durch bessere Getreidefrüchte sichtbar wird. Wenn ich 1812 Futter baue und 1813 den Mist von diesem Futter ausfahre, so kann ich freilich erst 1814 das Getreide davon ernten.

Es dauert also etwas lange, ehe man das baare Geld für das Getreide einnimmt, welches man dann mehr bauet, wenn man im Stande ist, besser zu düngen, wie vorher. Aber darum ist Mühe und Arbeit nicht verloren. Mist ist so gut, wie baares Geld. Wende

ich ihn auf eine kluge Art in meiner Wirthschaft an, so trägt er mir gewiß bessere Zinsen, als wenn ich an seiner Stelle einige hundert Thaler baares Geld auf Zinsen ausgeliehen hätte.

Wie würde es mich freuen wenn ich durch dieses Buch etwas dazu beitragen könnte, daß Ihr, guten Landleute, in bessere Umstände kämet. Wenn ich hörte, daß Ihr anfingt, Mergel aufzusuchen und auszufahren; wenn Ihr den Mist besser behandeln lerntet, das Land mehr von Unkraut aller Art reinigen lerntet; und vor allen Dingen wenn Ihr Euch fleißiger auf den Futterbau legtet — gewiß, ich würde mit Vergnügen an die Zeit zurück denken, die ich auf diese Schrift verwendet habe.

Jetzt wuchsen auf den Braachen und Ängern oder Gemeinweiden kaum so viele Gräser und Kräuter, daß sich das Vieh durch sie vom Hungertode retten konnte. Wie herrlich müßte es seyn, wenn man von nun an alles bessere Land in unserm lieben Vaterlande gleich einem Garten mit Früchten aller Art bestellt fände. Hier ein Stück Kartoffeln, dort ein Stück Klee; daneben Gerste, Weizen und Roggen. An andern Stellen fände man wenigstens Wicken, Buchweizen und Spörgel mit Roggen und Hafer abwechselnd angebauet.

In den Viehställen fände man statt des jetzigen kleinen, elenden Viehes, schönes, glattes und starkes Vieh, welches mit den eben beschriebenen Futtergewächsen im Sommer so gut wie im Winter im Stalle gefüttert

würde. Auf dem Hofe sähe man überall Ordnung und Reinlichkeit zum Nutzen der ganzen Wirthschaft walten. Der Mist würde regelmäßig vor den Viehställen aufgeschichtet liegen, nicht zerstreut auf dem ganzen Hofe umher. Von Zeit zu Zeit würde der ganze Hof abgekehrt und aller Mistabfall wieder dahin gebracht, wohin er gehört.

Sagt, müßte es nicht eine rechte Freude seyn, in unsern Gegenden zu reisen? Wie kurz wird dem Reisenden der Weg, wenn er zwischen bestellten Feldern durchgeht? Wenn er überall nur Landleuten mit muntern, raschen Pferden, mit wohlgenährten, halbfetten Ochsen begegnet, die mit freundlichen Gesichtern ihre wohlansehnlichen Thiere bei der Arbeit leiten? Wie würde unser geliebter König sich freuen, wenn er diese Veränderung des Zustandes der Landleute erlebte! Wenn er das Land durchreißte und überall um sich her Spuren von Fleiß und Wohlstand entdeckte!

Ihr macht ihm, dem edlen Menschenfreund, dem wahren Vater aller seiner Unterthanen, gewiß diese Freude. Dazu seyd Ihr viel zu gute Preußen, die ihre Anhänglichkeit an ihren Regenten so oft bewiesen haben, da, wo es Euch Aufopferungen kostete. Um so mehr werdet Ihr den Willen des Königs jetzt zu vollziehen suchen, da Ihr selbst den größten Vortheil für Euch und Eure Nachkommen davon erwarten könnt.

V o n d e n W i e s e n .

Funfzehntes Kapitel.

Ihr wundert Euch vielleicht, Freunde! daß ich bisher so viel von dem Bau der Futtergewächse auf dem Ackerlande gesagt habe, ohne die natürlichen Futterfelder, die Wiesen, zu erwähnen. Glaubt nicht, daß es deswegen geschehen ist, weil ich den Futtergewinn auf den Wiesen gering achte. Ich wollte Euch aber zeigen, auf welche Art Ihr so viel Futter erbauen könnt, als Ihr nur immer wollt und zu dieser Absicht ist der Futterbau auf dem Ackerlande dem Wiesenbau allerdings vorzuziehen.

Denn Wiesen sind Grundstücke, die wegen ihrer niedrigen Lage nicht mit Sicherheit zum Ackerbau gebraucht werden können, sich aber vorzüglich zum Graswuchs eignen. Die Natur muß sie also schon gebildet haben. Ich kann zwar sehr viel zu ihrer Verbesserung thun. Ich kann sie abwässern, wenn sie zu naß sind, bewässern, wenn sie zu trocken sind, aber es steht nicht in meiner Gewalt, Wiesen anzulegen, so viel ich will, sondern ich kann nur sehr wenige Grundstücke dazu geschikt machen. Könnte man also das nahrhafte Viehfutter, welches dem Heue gleich kommt, nicht auf dem

mehr trocknen Ackerlande erbauen, so könnte man in der Viehzucht nie weiter gehen, als der Heugewinn auf den Wiesen erlaubte. Ja, in manchen Gegenden, wo die Natur keine Wiesen geschaffen hat, würde man den Ackerbau, ohne den Anbau der im vorigen Kapitel beschriebenen Futtergewächse, auf eine höchst elende Art treiben können.

Weil diese Futtergewächse das Wiesenheu ersetzen können, gebührt ihnen alles Lob. Es versteht sich aber von selbst, daß man die Pferde hinter dem Wagen spannen würde, wenn man blos dem Futterbau auf dem Felde Fleiß widmen wollte, hingegen die Wiesen vernachlässigte. Diese von der Natur gebildeten Futterfelder verdienen die Aufmerksamkeit jedes Landwirths im hohen Grade, der in seiner Wirthschaft vorwärts kommen will.

Eine Wiese, die in der Nähe eines Flusses oder Baches liegt, die im Frühlinge überschwemmt wird, den Sommer, bei dürerer Zeit, aber dadurch, weil sie dem Wasser so nahe liegt, in ihrer Tiefe immer Feuchtigkeit genug zum Wachsthum des Grases behält, dabei aber fest, nicht sumpfigt ist, giebt in der Regel einen reichen Heuertrag. Auch solche Wiesen tragen gewöhnlich vieles und gutes Gras, die in einer hügelichten Gegend zwischen Ackerländereien liegen, und von diesen die bei Thauwetter und Regengüssen herabfließende Geile oder herabgespülten Düngertheile erhalten.

Wer Grundstücke der Art besitzt, hat einen wichtigen Schatz. Sie sind aber selten. Weit häufiger finden

sich die Wiesen entweder von Nässe oder Dürre leidend.

Hat eine Wiese eine zu nasse Lage, so entstehen folgende Nachtheile:

1) Es wachsen auf einer solchen nur schlechte, nahrungslose Gräser, die das Vieh nur aus Hunger frisst.

2) Durch das Ueberstehen des Wassers bei warmer Witterung faulen die Wurzeln der bessern Grasarten, oder werden von dem Weidewiehe in den Grund getreten, weshalb nasse Wiesen auch nur wenig Gras tragen können.

3) Die Unebenheit, die durch dieses Durchtreten des Viehes eine Wiese erhält, verhindert das Abmähen des Grases noch obendrein. Man erhält also auf diesen Wiesen nicht einmal das Gras, was gewachsen ist.

4) Das Trocknen des Heues ist auf solchen Wiesen sehr schwierig. Bei nasser Witterung muß das abgehauene Gras oft sehr weit geschafft werden, ehe man eine Stelle findet, die sich zum Heumachen schickt.

Wiesen der Art haben dieser Nachtheile wegen gewöhnlich einen geringen Werth. Ja, es sind mir Fälle bekannt, wo die Gewinnung des Heues auf nassen Wiesen mehr Kosten machte, als das Heu werth war.

Diese Wiesen sind durch gute Ableitung des Wassers unendlich zu verbessern. Wie man dies aber verrichten müsse, kann nur ganz deutlich bei jedem nassen Grundstücke selbst gezeigt werden. Die Regeln, die ich im zweiten Kapitel von der Ableitung des Wassers überhaupt gegeben habe, sind auch hier zu befolgen.

In der Regel kann sich ein einzelner Landwirth selten das überflüssige Wasser vom Halse schaffen. Es müssen sich ganze Gemeinden dazu vereinigen, um die Hauptabzugsgräben anzulegen, in welche dann ein jeder kleinere Gräben von seinen Grundstücken leiten kann. Zu solchen Anlagen bereitwillig die Hand bieten, um jeden seiner Nachbarn den Genuß von seinem Eigenthum zu erleichtern, ist Pflicht jedes guten Menschen und Christen.

Das Wasser, welches im Uebermaaß allen Grundstücken, also auch den Wiesen schädlich wird, kann dann wieder so vortheilhaft für die Wiesen benutzt werden, daß man wohl den Heuertrag verdoppeln kann, wenn man es ganz nach seinem Willen lenken, es eben so leicht auf die Wiesen und wieder hinunter leiten kann. Diese freie Leitung des Wassers auf die Wiesen, die man zu jeder Zeit nach dem Bedürfniß in seiner Gewalt hat; wo man die Wiesen trocken legen kann, wenn man will, und sie wieder mit Wasser versorgt, wenn sie an der Dürre leiden, nennt man die Wiesenbewässerung.

Wem wird es nicht sogleich einleuchten, daß die Wiesen dann den höchsten Ertrag geben müssen, wenn ich ihnen die Feuchtigkeit zuführen kann, wenn ich will? Die Gelegenheit, solche Anlagen zu machen, findet sich sehr häufig, sie wird aber selten genützt. Fast jede Wiese, die an einem Bache, Fließe oder Graben liegt, kann zu einer solchen Wässerungswiese gemacht werden.

Hat ein fließendes Wasser ein starkes Gefälle, so ist es sehr leicht, es um die Wiese, an den höhern Stellen derselben, herum zu führen, und über die niedriger liegende Wiese strömen zu lassen.

Sehr oft schiekt sich aber auch schon ein fließendes Wasser zur Bewässerung, das scheinbar wenig Gefälle hat. Das Augenmaaß trägt aber niemals so sehr, als wenn man darüber urtheilen will, ob eine Gegend des Feldes niedriger oder höher liege, als eine andere. Ich mache Euch hier auf sogenannte oberflächliche Wassermühlen aufmerksam. Um eine solche anzulegen, braucht man ein Fließ, oft nur auf 500 Schritte mit höhern Ufern zu versehen, und es an der Stelle anzuspannen, wo das Wasser auf das Mühlrad fallen soll. Nicht selten fällt das Wasser nun zehn Fuß hoch hinunter, und vorher, ehe diese Mühle angelegt war, floß es im Fließe scheinbar fast überall gleich.

Nun denkt einmal, wohin Ihr das Wasser leiten könnt, wenn Ihr es nur halb so hoch wie zu einer oberflächlichen Mühle nöthig ist, also etwa fünf Fuß oder nur vier Fuß, anspannen könnt? — — Wenn Ihr nun einen neuen Graben anlegt, der das angespannte Wasser um die höher und trocken liegenden Grundstücke führt, so könnt Ihr es auf Eure Wiese hinleiten, an welche Stelle Ihr wollt. Ja, Ihr könnt oft solche Stellen dadurch in herrlichen, fruchtbaren Wiesengrund verwandeln, die vorher wenig Werth für Euch hatten.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier die ganzen Arbeiten zur Anlage der Wiesenbewässerung beschreiben wollte, und ich würde doch demjenigen, der gar keinen Begriff davon hat, nicht deutlich werden. Ich konnte aber nicht unterlassen, aufmerksame Landleute zu ersuchen, auf den Lauf des an ihren Wiesen vorbeifließenden Wassers mehr zu achten. Vielleicht findet mancher Gelegenheit, ohne viele Umstände eine Bewässerung seiner Wiese anzulegen. Er würde sich verdient um seine ganze Gegend machen, und er würde, hätte er die Leitung des Wassers nur erst angefangen, sehr bald auf die Regeln geleitet werden, die dabei zu beobachten sind.

Denn glaubt nicht, Freunde! daß eine solche Bewässerung bloß die Sache reicher und großer Gutsbesitzer ist, und daß dazu kostbare Dämme und Schleusen in allen Fällen gehören. In vielen Gegenden ist eine Wasserungsanlage von jedem einzurichten, der nur etwas mit der Zimmermannsarbeit bescheid weiß, und hin und her eine wasserdichte Schleuse anzulegen versteht, die man so häufig an Teichen und Fischbehältern sehen kann.

Es giebt in Deutschland Länder, wo alle Bauern ihre Wiesen wässern, wo man die ungewässerten Wiesen so selten, als bei uns die bewässerten findet. Dort erzwingt man die Bewässerung oft mit so großen Kosten, wenn sie durch die natürliche Lage der Wiese erschwert wird, daß man fast eine eben so große Wiese dafür

kaufen könnte. Man weiß aber, daß man durch die Bewässerung wenigstens noch einmal so viel Heu erntet, als vorher, oft aber weit mehr.

Bei uns ist freilich die Entfernung und Ableitung des Wassers in den mehresten Gegenden nothwendig, ehe man an andere Verbesserungen der Wiesen denken kann. Diese auf alle Weise zu bewirken, scheue man weder Mühe noch Kosten.

Ist man so glücklich, eine nasse Wiese trocken gelegt zu haben, so ist das erste, was ferner geschehen muß, daß man die Wiese ebnet. Ist der Boden wie gewöhnlich, ein loser Moorboden, so wird man viel ausrichten, wenn man die Wiese mit scharfen Eggen tüchtig egget und dann die Walze braucht.

Wenn man die Wiese vor dem Walzen mit Heusaamen bestreuet, so würde bald ein besserer Graswuchs erfolgen.

Wären die Unebenheiten auf einer Wiese aber sehr groß, so daß sie voller sogenannter Kaupen wäre, oder der Boden wäre so fest, daß die Eggen ihn nicht zwingen könnten, so müßte man die Ebnung auf andere Art veranstalten. Man müßte entweder Erde auffahren, oder die Wiese förmlich umbrechen und bestellen.

Das Auffahren der Erde würde am besten im Winter bei Frostwetter geschehen. Man müßte die Erde auch gleich auf dem Froste ausbreiten. Beim Aufthauen würde sie sich dann in die Vertiefungen einschwemmen, und sich innig an den Wiesen Grund anschließen.

Wäre

Wäre der Wiesenboden moorig, so würde zum Auf-
fahren schon bloßer Sand zuträglich seyn. Am besten
wäre freilich ein mergelichter Lehm, wenn er in der Nähe
zu haben wäre. Da aber auf den Morgen wenigstens
achzig bis hundert Fuhren aufgefahren werden müssen,
wenn es nachhaltig helfen soll, so kann man wenig auf
die Erde selbst sehn, die man dazu nimmt, sondern thut
am besten, die nächste dazu anzuwenden.

Eine so mit Erde befahrne Wiese müßte man nun
im Frühlinge, nach dem Abtrocknen, vollends ebnen; die
hervorragenden Raupen müßten abgestochen, und, wo mög-
lich, müßte nachher alles geegget werden. Das Aus säen von
Heusamen wäre eben so nothwendig. Die Arbeit würde
freilich in der angegebenen Art bedeutend seyn, aber man
könnte nach einigen Jahren von einer solchen Wiese auch
gewiß das Dreifache an Heu ernten.

Eine andere Art, solche Wiesen zu ebnen, ist die,
sie ein Jahr, oder, wenn es nöthig ist, länger zu pflügen
oder zu graben, und dadurch zu ebnen. Diesen Zweck
erreicht man gewiß durch die Bestellung am vollkommen-
sten. Es ist aber hierbei zu bedenken, daß man die Gras-
narbe (Gruse) dadurch zerstört und verdirbt, und dann
auf längere Zeit nicht das dichte, sogenannte Untergras
wieder erhält, welches sich auf gut benarbeiteten Wiesen
findet.

War die Wiese vorher, wie leider sehr häufig der
Fall ist, voller Löcher, so findet sich der dichte Rasen ohne-
dies nicht, und man thut wohl, wenn man die Wiese im

trockenen Herbst zeitig umbriecht. Im Frühjahr sät man auf dieses Land Hafer, egget es tüchtig, und streuet nachher Heusaamen, Klee und dergl. aus, und bei moorigem Boden wird die Ebnung mit Hülfe der Walze mit einer einzigen Bestellung der Wiese zu bewirken seyn.

Weniger leicht wird es aber geschehen, wenn der Wiesenboden thoniger ist; dann wird man die vollkommene Ebnung vielleicht erst in drei Jahren zu Stande bringen. Im ersten Jahre nach dem einfährigen Umbruch müßte man auf die umgebrochene Grasnarbe Hafer säen. Im zweiten Jahre bestellte man das Land mit Kartoffeln oder Kohl, wenn es naß ist. Könnte man zu diesen Früchten etwas Mist aufbringen, so würde die nachmalige Verasung sehr dadurch befördert werden.

Im dritten Jahre säete man auf das wohlverarbeitete und klein gehackte Land wieder Hafer oder Gerste, und zugleich Klee- und Heusaamen. Die Düngung zu den Wurzelgewächsen wird sich gewiß durch den baldigen, reichen Heuertrag einer so behandelten Wiese reichlich bezahlen. Man würde zwar die angegebenen drei Früchte auf gutem Wiesenboden auch ohne Düngung ziehen; das Land würde aber dadurch so erschöpft werden, daß es erst nach langer Zeit sich ganz wieder erholen und dichtes Gras tragen würde.

Auf eine ähnliche Weise müßte man auch verfahren, wenn man die vom Viehe uneben getretenen Gemeinweiden in Wiesen verwandeln wollte.

Sollten sich solche Grundstücke aber auf keine Weise

so weit abwässern lassen, daß sie auf die beschriebene Art beackert und bearbeitet werden können, so vermeide man um so mehr das Behüten dieser Wiesen mit dem Rindvieh. Die bisherigen Löcher werden durch die Ueberschwemmung allmählig weggeschafft werden, und solche Wiesen werden zwar, so lange sie an Nässe leiden, immer nur ein kraftloses Futter geben; man wird aber doch die Menge desselben durch gänzliche Schonung mit dem Viehe sehr vermehren.

So nützlich wie das Ebren der nassen Wiesen ist, so nothwendig ist auch das Ausroden aller Sträucher und alles Holzes, welches sich häufig auf ihnen findet. Ein Grundstück, welches einmal zur Wiese bestimmt ist, soll kein Holz tragen. Holz, und Graswuchs lassen sich nicht mit einander vereinigen, ohne daß beide nicht leiden sollten.

Es gehen gewiß im ganzen Lande mehrere hundert Fuder Heu verloren, weil man auf den Wiesen allerhand Sträucher duldet. Wer sie bisher noch auf seinen Wiesen hatte, rode sie aus und werfe auf diese Stelle etwas Heusamen, damit sie bald benarben.

Die hohen, trockenen Wiesen leiden wieder an andern Uebeln, wie die nassen, wie schon diese Benennung er giebt. Gewöhnlich geben sie ein sehr süßes, nahrhaftes Heu. In trockenen, heißen Sommern sind sie aber fast dem Verdorren ausgesetzt, und geben einen sehr geringen Ertrag. Kann man diese bewässern, so wird man sich außerordentliche Vortheile durch eine solche Anlage verschaffen.

Auch auf ihnen findet man Unebenheiten. Sie sind aber von anderer Art, wie auf den nassen Wiesen. Entweder Maulwurfshügel sind beraset, oder die Ameisen haben ihre Wohnung in solcher Anzahl hier aufgeschlagen, daß man beim Mähen selten zehn Stiege aus freier Hand thun kann, sondern immer befürchten muß, einen kleinen Hügel mit der Sense wegzuhauen.

Ordentliche Wirthe vertheilen die von den Maulwürfen aufgeworfene Erde in jedem Frühlinge, und suchen die Maulwürfe wegzufangen. Dies Vertheilen der lockern, frischen Maulwurfshaufen ist sehr leicht; desto umständlicher aber ist es, diese kleinen Hügel wegzuschaffen, wenn sie schon beraset sind. Will man diese Arbeit ordentlich verrichten, so nimmt man einen scharfen Spaten, spaltet einen solchen Hügel damit in vier Theile, höhlt unter dem Rasen den Hügel aus, und wirft die Erde auf die Wiese umher. Man tritt nachher den Rasen mit den Füßen nieder, so daß die ganze Wiese wieder eben wird. So umständlich diese Arbeit ist, so hat sie doch den großen Vortheil zur Folge, daß der Rasen nicht verletzt wird, welches nothwendig geschieht, wenn man die Hügel geradezu absticht. Auf der abgestochenen Stelle wächst im ersten Jahre gar nichts, und erst nach längerer Zeit ist sie wieder ordentlich beraset.

Sehr oft glebt es aber zur Ebnung einer ganz mit Maulwurfshaufen und Ameisenhügeln bedeckten Wiese gar kein anderes Mittel, als sie umzubrecken, und ein paar Jahre zu beackern. Man bauet am besten Hafer oder

Wickengemenge, dann Kartoffeln oder Rüben darauf, und säet nachher Klee mit Grassaamen mit dem Hafer aus. Wenn schon das Düngen der nassen Wiesen nothwendig war, so ist es hier bei den trocknen um so nöthiger, wenn man die genannten Früchte in dem Umbruch anbauen will.

Zuweilen ist es noch besser, solche Grundstücke immer unter dem Pfluge zu behalten, wenn sie gar zu trocken liegen, und man nicht im Stande ist, sie zu bewässern. Man behandelt sie dann eben so, wie ich für das huthfreie Drittheil vorgeschlagen habe, und bauet abwechselnd Getreide und Futterkräuter auf ihnen an.

Hat man mit seinen Wiesen erstlich die genannten Grundverbesserungen vorgenommen, ohne welche keine andere von Nutzen seyn würde; sind sie nemlich trocken gelegt, geebnet und von Sträuchern und Gestrüppe gereinigt, so fange man auch an, für eine Düngung dieser wichtigen Grundstücke zu sorgen. Man unterläßt dies in unsern Gegenden, weil die Wiesen ohne Düngung doch jährlich etwas Gras tragen. Wer aber seine Wirthschaft ernstlich verbessern, und den sichersten Anfang dazu mit dem vermehrten Futtergewinn machen will, darf die Düngung der Wiesen nicht unterlassen. Er wird hier mit der wenigsten Arbeit die Menge des nahrhaften Viehfutters vermehren.

Alle die Düngungsmittel, die ich für den Ackerboden genannt habe, schicken sich auch für die Wiesen, jedoch immer das eine besser, als das andere.

Wohl verrotteter, gewöhnlicher Mist, den man auf die ganze Wiese recht gleichmäßig ausbreitet, thut die herrlichste Wirkung. Sind die Wiesen der Ueberschwemmung ausgesetzt, so kann man ihn nicht wohl eher als im Frühjahre aufbringen. Sonst ist es besser, dies im Herbst bald nach der Grummternte zu thun. Seine beste Kraft wird sich dann um so eher der Wiese mittheilen.

Noch besser als gewöhnlicher Mist ist für Wiesen ein kurzer Mengemist, den man sich auf folgende Art bereiten kann: Man macht in der Nähe des Hofes, oder auf dem Hofe selbst, eine flache, zwei Fuß tiefe Grube. In diese schüttet man allen Auskehricht und den Gassenkoth, welchen man im Sommer auf den Dorfplätzen und sonst zusammenlegt. Ferner schüttet man aus der Haushaltung alles auf, was man sonst wohl wegzugleßen pflegt, als: Seifenlauge vom Waschen, Abfälle vom Schlachten, Blut ꝛc. Urin und dergl. Auch Spreu und Abgänge vom Reinigen des Getreides oder andern Saamen, die man wegen des darin enthaltenen Unkrautsaamens nicht in den eigentlichen Mist bringen darf, schüttet man zu diesem Mengedünger für Wiesen, wo die Unkräuter für das Ackerland nicht schädlich sind.

Ein solcher Mist schickt sich vorzüglich für hohe, trockene Wiesen. Man fährt ihn so stark auf, daß auf den Morgen zwei Fuder, von denen jedes die Last eines Wispel Roggens hat, komme. Man muß aber bei dem Ausstreuen dieses Mistes für eine recht gleichmäßige Vertheilung sorgen. Zu dem Ende muß man diesen Mengemist

vor dem Ausfahren wenigstens einmal durchgearbeitet haben.

Eben so gut wie dieser Mengedünger würde eine Mischung von Moder und Mergel seyn, von der ich S. 45 des ersten Theils gesprochen habe.

Ganz vorzüglich schickt sich jedoch zur Wiesendüngung die Selsenflederasche. Sie ist unvergleichlich auf feuchten, jedoch nicht ganz sumpfigen Wiesen, welche mit Moos überzogen sind. Das Moos verliert sich nach der Aschendüngung, und es zeigen sich da, wo sie hingekommen ist, die schönsten Kleearten und andere bessere Gräser, wo vorher nur Segge und andere saure Gräser wuchsen.

Man fährt die Asche im März auf, wenn der Schnee weggeschmolzen ist. Man kann sie aber selten so brauchen, wie sie vom Selsenfleder kommt, weil sie gewöhnlich noch zu naß ist, und sich nicht gut vertheilen läßt. Man muß sie also früher anfahren und sie trocknen lassen, damit sie ein klares Pulver werde.

Kann man auf den Morgen nur ein Fuder, so schwer wie ein Wispel Getreide, bringen, so hilft es schon viel. Man muß sie dann aber mit Mulden oder Körben so gut wie Saamen aussäen, damit überall etwas hin komme. Besser ist es, wenn man sie stärker, auf den Morgen ein und ein halbes Fuder oder zwei Fuder, bringen kann.

Es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß man in vielen Gegenden, wo man sich bisher gar nicht um die Wiesen kümmerte, durch die Abwässerung,

durch die Ebung, durch die Ausrodung alles Gestrüppes, und durch eine von Zeit zu Zeit wiederholte Düngung, sich noch einmal so viel Heu verschaffen kann, als man bisher erntete. Man kann sich also die Erhaltung des Viehes durch diese vermehrte Aufmerksamkeit auf die Wiesen sehr erleichtern. Um so weniger wird man den verkehrten Gebrauch ferner beibehalten, die Wiesen im Frühlinge durch das Vieh zu ruiniren.

Bei nasser Witterung, wenn das Vieh eintritt, müssen die Wiesen nie betrieben werden. Man verdirbt sonst in fünf Tagen, die man weidet, das Futter, welches für dasselbe Vieh wenigstens funfzehn Tage gereicht hätte. Im trocknen Herbst, nach der Grummternte, kann man die Wiesen zwar eine kurze Zeit mit dem Rindviehe betreiben, man muß aber sogleich davon bleiben, wenn der Boden durch regnigte Witterung aufgeweicht ist.

Die Behütung der Wiesen mit Schaafen, die weniger eintreten, kann länger fortgesetzt werden. Auch kann man diese mit weniger Schaden im Frühlinge austreiben.

Von der Viehzucht im Allgemeinen.

Sechszehntes Kapitel.

Glücklich ist der Landmann, der durch gute Düngung und Bestellung seine Felder dahin gebracht hat, daß alle Früchte auf demselben zur Bewunderung seiner Nachbarn und zu seiner Freude wachsen. Der Sommer wird ihm dann zur unerschöpflichen Quelle von Vergnügen, wenn er von Zeit zu Zeit seine Fluren besucht.

Die beschwerlichen Arbeiten der Ernte werden ihm süß und leicht, wenn er überall findet, daß seine Arbeit und Mühe sich so reichlich belohnen. Der Anblick der vielen Mandeln, mit denen ein gutes Getreidefeld prangt, wird sein Herz mit Dankbarkeit gegen Gott, dem Geber alles Guten, erfüllen, der seine Bemühungen so reichlich segnete.

Aber der Sommer ist kurz, und noch kürzer die Zeit, in welcher die Felder mit Früchten aller Art bedeckt sind. Hätte der Landmann also bei seinem Berufe und durch seine Geschäfte keine andere Freuden, als die über seine Feldfrüchte, so müßte er doch den größten Theil des Jahres freudeleer zubringen. So ist es aber nicht. Jede Jahreszeit hat für den fleißigen Landwirth ihre eigenen

Vergnügungen, und selbst der traurige Winter liefert seinen Antheil dazu.

Was dem thätigen und fröhlichen Landmanne im Sommer sein Feld ist, das sind ihm im Winter seine Viehställe. So wie er sich im Sommer über seine Früchte freuet, so freut er sich im Winter über das gute Gedeihen seines Viehes. Sagt, lieben Freunde! ob es Euch nicht wahre Wonne ist, Eure Fohlen und Kälber auf dem Hofe herum springen zu sehen? Fahrt Ihr nicht gern, wenn Eure Pferde gleichsam vor dem Wagen spielen und so muthig einherschreiten, daß man es ihnen gar nicht ansieht, ob sie ziehen oder nicht? Wie gut pflügt sich nicht mit Ochsen, die man beinahe immer an der Peine halten muß, damit sie nicht davon laufen? Und, wem sollte es nicht Freude machen, wenn er Kühe hat, die große volle Euter haben, vor denen sie kaum gehen können?

Es ist gewiß keiner, der mir nicht zugestände, daß ihn der Anblick seines gut gefütterten Viehes Freude mache. Bei solchem Viehe werden alle Ackerarbeiten auch von dem Gesinde gern und willig verrichtet; von Krankheiten hört man selten etwas. Kommt ein Stück zum Verkauf, so reißen sich die Käufer darum, und man bekommt es gut bezahlt; an Butter und Käse gebriecht es solchen Haushaltungen nicht; ja es wird noch wohl mancher Thaler dafür geldset.

Da ich nun aus eigener Erfahrung weiß, wie wohl sich der Landwirth befindet, der für Viehfutter sorgt, und dadurch alle seine Hausthiere in gutem Stande erhält, so

bedan
elende

die zu

se im

im W

oder zu

Fr

Vieh s

ten W

und b

reiner

dachte, e

vermutte

ten, v

auch i

cher

nich

daß

ihrem

war

hörte

wende

voller

Amel

Sye

noch

Or

bedauere ich jedesmal solche Landleute, die ich mit kleinen, elenden Pferden und rauhen, magern Ochsen begegne, und die zu Hause von ihren Kühen kaum so viel haben, daß sie im Sommer ihr Brod mit Butter bestreichen können, im Winter aber entweder trockenes Brod essen müssen, oder zu Schmalz und Del gezwungen sind.

Früherhin dachte ich immer, wenn ich solch elendes Vieh sahe: ach! die armen Leute haben gewiß recht schlechten Boden, vielleicht nur Sandland und keine Wiesen, und bedauerte sie von Herzen. Da ich älter und erfahrener wurde, und mehr über Grund und Ursache nachdachte, fand ich oft das Gegentheil von dem, was ich vermuthet hatte. Ich fand dieses schlechte Vieh an Orten, wo durchaus kein Sandboden war, und wo es oft auch nicht an Wiesen fehlte.

Bei genauerer Erkundigung nach der Wirthschaft solcher Landleute fand ich denn, daß die guten Leute es nur nicht anzufangen wußten, sich Viehfutter anzubauen, oder daß sie nicht konnten, weil sie nicht Freiheit hatten, mit ihrem Lande zu machen was sie wollten. Ihre Weide war nicht viel werth, weil sie der ganzen Gemeinde gehörte und sie zwar ein jeder nützen, aber nichts an sie wenden wollte. Daher war sie entweder zu feucht, oder voller Gestrüppe, Sträucher und Maulwurfschaufen, auch Ameisenhügel. Die Wiesen lieferten nicht hinlängliches Heu zur Ernährung des Viehes im Winter. Kam nun noch dazu ein trockener Sommer, wo die Wiesen wenig Gras trugen, oder der Winter hielt lange an, oder es

war eine schlechte Strohernte gewesen, so konnten sie nur mit Angst ihr Vieh ansehen.

Bis jetzt waren freilich die Umstände so, daß auch der aufmerksamste und beste Landwirth oft keine Mittel hatte, dieser Futternoth ein Ende zu machen. Wohnte er unter einem Ritterguthsbesitzer, so hatte dieser die Gerechtigkeit, die Felder nach gewissen Regeln mit den Schaafen zu behüten; wohnte er in einem Dorfe mit andern Bauern allein, so mußte er sich in die einmal hergebrachte Ordnung des Ortes fügen, und konnte für sich allein seine Felder nicht mit Futtergewächsen bestellen. Denn hätte er auch wirklich hin und her eine Getreideernte missen wollen und an die Stelle Viehfutter gesäet, so würde er sich unendlichen Verdruß und Schaden zugezogen haben. Das Getreide seiner Feldnachbarn wäre zu gleicher Zeit reif geworden und hätten sie es abgeerntet gehabt, so wäre das Vieh auf die Stoppeln getrieben worden. Mithin wäre die ganze Heerde auf ein einzelnes Futterfeld gefallen, weil die Futtergewächse gewöhnlich nicht mit dem Getreide zugleich reifen.

Dazu kam noch, daß die mehresten Leute über den Anbau der Futtergewächse ganz verkehrte Meinungen hegten. Bald glaubt man, es gehöre ein ganz besonderer Boden dazu, wenn sie gerathen sollen. Andere meinen, das Getreide gerlethe nicht nach manchen Futtergewächsen. Die wenigsten aber wissen, wie man sie säen oder pflanzen, das Land dazu bearbeiten oder düngen muß, wie sie behackt oder gesätet werden müssen und dergl. mehr.

Genug, es gab jetzt Ursachen genug, die es unmöglich machten, den Thieren mehr Futter zu geben, als sie sich selbst auf der Gemein, Braach, und Stoppelweide holten und als die Wiesen an Heu für sie trugen. Aber, Dank sey es der landesväterlichen Fürsorge des besten Königs: es ist eine bessere Zeit erschienen. Es sind nun Verfügungen getroffen, daß auch der geringste und ärmste Landmann sein Stückchen Feld nach seinem besten Wissen benutzen kann.

Der König will, daß alle seine Unterthanen zu Wohlstand kommen und hat eben deswegen das Gesetz gegeben, daß der dritte Theil des Landes von allen Beschränkungen frey seyn soll. Nunmehr kann kein eigensinniger oder neidischer Nachbar es Euch ferner wehren, auf dem huthfreien Drittheil Klee, Kartoffeln, Rüben und anderes Blehfutter anzubauen. Die natürliche Ordnung der Dinge ist wieder eingetreten. Ein jeder benutzt sein Land so, wie es ihm gut dünkt.

Jetzt kommt es nur noch darauf an, daß alle Landleute recht bald sich Kenntnisse über den Bau der Futtergewächse erwerben. Sie müssen dann bald den Anfang damit machen, sich mit Eifer auf die Erzeugung des Blehfutters auf den Ackerländereten zu legen. Sie werden sich gewiß sehr bald von den Vortheilen dieses Baues überzeugen, und werden über die Menge Futter erstaunen, die ein Morgen, mit den im vorletzten Kapitel angegebenen Futtergewächsen bestellt, heraus giebt. Ihr eigener Vortheil wird sie hoffentlich antreiben, ihre ganze Einrich-

tung so oder doch auf ähnliche Art zu machen, wie ich mehrmals angegeben habe.

Daß der Futterbau und die dadurch verbesserte Viehhaltung wirklich der rechte Weg ist, Eure Wirthschaften in bessere Umstände zu bringen, muß Euch Eure eigene Erfahrung so gut, wie Euer Verstand sagen. Wer unter Euch kam bisher in seiner Wirthschaft vorwärts? Waren es nicht diejenigen, die fleißig einstreueten, Streuling von allen Orten herbeiführen, auf das Vieh etwas wendeten und auf alle Art den Mist zu vermehren suchten? — Noch nie habe ich einen Landwirth gekannt, der durch seine Wirthschaft zu etwas gekommen wäre, ohne daß er etwas auf das Vieh und auf die Mistgewinnung gehalten hätte. Es giebt wohl zuweilen Leute unter Euch, die durch Heirath oder Erbschaft baares Geld erlangt haben und darum wohlhabend sind. Aber ein solcher Wohlstand ist wesentlich unterschieden von dem Wohlstande eines guten Landwirths. Der letztere hat seinen Reichthum nicht im Geldschrank, aber man entdeckt ihn auf seinem Hofe, in seinen Viehställen, in seiner Scheuer, auf dem Kornboden und auf seinen Feldern.

Wenn Ihr Euch genau darum kummert, wie solche Leute es anfangen, bei denen alles in Hüll und Füll ist, und deren Ackerstücke fast immer das beste Getreide in der Flur tragen, so werdet Ihr zwar auch Sparsamkeit bei ihnen antreffen, aber sie werden die Ersparung doch nicht auf das Vieh ausdehnen. Sie mögen lieber zwanzig Thaler baares Geld nicht haben, wenn sie dadurch

gezwungen würden, ihrem Viehe etwas abzubrechen. Denn sie wissen recht gut, daß sie ihren Wohlstand der besseren Viehfütterung und dem daraus erfolgenden bessern und mehreren Mist zu danken haben.

Solche brave Leute lasset Euch zum Muster dienen! vorzüglich wenn Ihr erst angehende Landwirthe seyd. Ermannt Euch und braucht dazu die jetztige vortheilhafte Veränderung. Ich werde Euch nun in folgendem über die Viehzucht selbst belehren. Beherziget, was ich Euch darüber sage, und findet Ihr, daß ich Recht habe, so macht davon in Eurer Wirthschaft Gebrauch.

Eine sehr wichtige Regel bei der Viehzucht ist diese:

Halte nur so viel Vieh, als Du reichlich ausfüttern kannst.

Ich habe hierüber schon etwas im Kapitel von der Düngung gesagt, und will nun weltläufiger davon sprechen.

Das Hüten auf Gemeinweiden und in Gemeinschaft überhaupt, hat die unglückliche Meinung in Umlauf gebracht, als ob vieles Vieh vielen Nutzen gewährte, man möge es übrigens so schlecht halten, als man wolle. Wo recht viele und dabel gute Gemeinweiden sind, da benützt man solche allerdings besser, wenn man sie mit vielem, als wenn man sie mit wenigem Viehe betreibt; und wenn einmal kein anderer Rath ist, und das Vieh auf keine andere Art ernährt werden kann, so handeln diejenigen allerdings klug, die auf solche Weiden so viel Vieh auftreiben, als sie nur können.

So wie ich aber mit meinem Viehe auf meinen eigenen Futtergewinn eingeschränkt bin, so thue ich unrecht, wenn ich vieles, aber schlechtes Vieh halte. Ich würde vielleicht von der Hälfte mehr Nutzen haben und bessern Mist machen. Denn seht, ein jedes Thier braucht zu seiner Ernährung ein gewisses Maas von Nahrung, von der es weder eine Nuzung geben kann, noch Kraft zur Arbeit erlangt. Nur von demjenigen Futter, welches ein Thier über seinen nothwendigen Bedarf zur Erhaltung seines Lebens erhält, giebt es Nuzung. Ich will dies deutlicher durch ein Beispiel machen.

Gebt zwei Kühen täglich 10 Pfd. Heu und übrigens nichts wie Stroh, so werden sie leben, aber Milch können sie von diesem Futter nicht geben. Schaft aber eine Kuh ab, und gebt der andern das ganze Heu und das gehörige Stroh; 5 Pfd. Heu täglich frisst sie nun wieder zur Erhaltung ihres Lebens, aber von 5 Pfd. kann sie Milch geben. Es ist also klar, daß für den Landmann ein größerer Vortheil heraus kommen muß, wenn er sein Vieh so erhält, daß es neben der nothdürftigen Erhaltung seines Körpers noch so viel Nahrung erhält, von welcher es Nuzung geben kann.

Diese Nahrung, oder die Futtermenge für ein einzelnes Stück auf einen Tag, hat ihre Grenzen, die sich nach der Größe des Thieres richten. Als Regel kann man annehmen, daß dann ein Stück Vieh gehörig gefüttert werde, wenn es bei der Nuzung, die es giebt, oder bei der Arbeit, die es verrichtet, immer in wohlbelebtem

selbstem Zustande bleibt, so daß man es eher fett, als mager nennen kann.

Außer dem Vortheile, der dem Landwirth durch hinlängliche und reichliche Fütterung seiner Thiere aus der daher folgenden mehreren Nutzung erwächst, sind noch mehrere Umstände vorhanden, die dafür sprechen, lieber zu wenig, als zu viel Vieh zu halten.

Die Sorgfalt vermindert sich, wenn ich weniger Vieh habe auf eine geringere Anzahl Thiere. Wenn ich das Futter nur zwei Pferden gebe, welches ich sonst dreien gab, so kann ich diese beide nun besser warten, da dies eine fehlt; ich kann sie also besser putzen, den Häcksel kürzer schneiden zc.

Bei wenigem Vieh kann ich auch weniger Unglück haben. Einmal schon deswegen, weil ich überhaupt eine kleinere Anzahl habe. Gesezt, ich hätte funfzehn Stück Vieh, finde aber bei genauer Ueberlegung, daß zehn Stück alle mein Futter noch in Mist verwandeln können, schaffe also fünf Stück ab, so muß mich schon deswegen bei meinem Viehe ein mögliches Unglück seltener treffen.

Dann aber kommt dazu, daß die zehn Stück Thiere, welche das Futter bekommen, welches sonst funfzehn erhalten mußte, sich weit besser befinden müssen, als diese, welche daran nur kümmerlich genug hatten. Die besser gefütterten zehn Stück werden also auch bei gleicher Anzahl seltener krank werden.

Ferner: habe ich so viel Vieh, daß ich auch bei der reichsten Futterernte das Futter nur spärlich eintheilen

muß, so komme ich mit demselben Viehe in die größte Noth, wenn einer schlechten Futterernte ein langer, anhaltender Winter folgt. Habe ich mich aber so eingerichtet, daß ich in guten Jahren auch bei sehr reichlicher Fütterung nicht alles Futter bezwingen kann, so werde ich für schlechtere Ernten etwas aufsparen, und kann mein Vieh immer gleich gut füttern. Wie wichtig eine immer gleich bleibende Fütterung ist, wird allen aufmerksamen Landleuten aus der Erfahrung bekannt seyn.

Auf die Menge des Mistes hat es, wie wir schon früher gesehen haben, mit dem auf eigenem Acker erbauten Futter gar keinen Einfluß, man verfüttert dasselbe mit zehn oder funfzehn Stück. Die mehreren Stücke, welche dasselbe Futter und Streustroh erhalten, als die wenigen, können eher die Menge des Mistes vermindern, weil sie zur Erhaltung ihrer Körper mehrere Nahrung brauchen.

Mit der Arbeit ist es aber eben so, wie ich oben an dem Beispiele zweier Kühe mit der Milch gezeigt habe. Zwei gut gefütterte Pferde oder Ochsen ziehen so viel, als vier schlecht gefütterte, und brauchen doch das doppelte Geschirr zu ihrer Anspannung. Mit hin ist es sehr rathsam, daß der Landmann sein kleines, schlecht gehaltenes Vieh nach und nach mit besserem, stärkerem Viehe vertausche, sollte er auch einige Stücke weniger halten, welches er aber bei ordentlichem Fleiß, den er auf den Anbau der Futtergewächse verwendet, kaum nöthig haben wird.

Eine zweite wichtige Regel ist diese:

Vergiß nicht, daß du dein Vieh nicht als Heu der Arbeit oder der Milchnutzung wegen hältst, sondern daß der Mist von deinen Thieren eben so wichtig wie die andern Nutzungen derselben ist.

Ohne Mist läßt sich kein Ackerbau für die Dauer treiben. Man muß sich also denselben selbst erzeugen oder kaufen. Dies letztere geht nur an wenigen Orten; die eigene Mistgewinnung ist also jeder großen oder kleinen Wirthschaft nothwendig.

Leset nach, meine Freunde, was ich S. 55 des ersten Theils über die Theurung des Mistes gesagt habe. Der Mist hat einen nirgends oder doch höchst selten geschätzten Werth. Die eigentliche sogenannte Viehnutzung durch Milch, Fleisch oder Wolle ist sehr wichtig, aber ich halte die Benutzung des Viehes durch den Mist für wichtiger.

Durch denselben kann der Landmann immer auf Neue Getreide und Viehfutter erbauen, seine Wirthschaft hat also immerwährenden Vorthell vom Mist. Nicht so ist es mit Milch, Butter, Fleisch und andern Nutzungen der Viehzucht. Sie bringen Geld oder helfen zur Unterhaltung der Wirthschaft das Ihrige beitragen; so wie sie aber verzehrt sind, oder das Geld ist für sie eingestrichen, so sind sie für den Acker verloren, und kommen nicht wieder in ihn zurück.

Meine Absicht ist nun keinesweges, die Nutzungen der Viehzucht herunter zu setzen. Sie sind zur Fortstel-

lung der Wirthschaft eben so nothwendig, und sind als die eigentliche Belohnung für die an das Vieh gewendete Sorgfalt und Futter zu betrachten. Ich wollte bloß die Wichtigkeit des Mistes für das eigentliche Ackerland mehr beleuchten, weil so wenige Menschen seinen Werth ganz zu schätzen wissen. Und habe ich Euch, meine lieben Leser, nun hinlänglich überzeugt, daß der Mist eine Hauptnutzung der Viehzucht ist, so wird eine dritte Regel der Viehzucht so heißen:

Richte deine Wirthschaft so ein, daß Du von Deinem Futter die größte Menge Mist erhältst.

Dies kann nur geschehen, wenn das Vieh den Mist nicht auf den magern Weiden verzettelt, sondern bloß im Stalle oder Hofe bleibt, wo denn der Roth und Urin gehörig mit Stroh und anderem Streuling vermengt werden können, und in Gährung und Fäulniß übergehen, also bei

der Stallfütterung des Viehes.

Ich höre im Geiste alle die Einwendungen, die Ihr machen könnt, wenn ich Euch die Stallfütterung anpreise. Wir wollen sie mit einander durchgehen, und sie prüfen, ob sie gegründet oder nur scheinbar sind.

Erstlich werden mir einige sagen: „Wir sind froh, daß wir den Sommer erreichen. Wir hatten kaum Futter genug für den Winter, wo sollten wirs für den Sommer hernehmen?“

Antwort: Bei Eurer jetzigen Art zu wirthschaften glaube ich Euch dies gern. Ihr thatet ja gar nichts, um Blehfutter anzubauen. Ihr brachtet das Heu von Euren Wiesen, welche nicht gehörig abgewässert und voller Unebenheiten und Gestrüppe waren, nothdürftig herein, und das war alles.

Aber versucht es und befolgt die Anweisung, die ich Euch in diesem Buche gebe. Wendet das huthfreie Drittheil dazu an, die Euch genannten Futtergewächse in Abwechslung mit dem Getreide anzubauen. Macht erst einen kleinen Anfang. Behaltet zuerst die milchenden Kühe zu Hause, bis Ihr mit Eurer ganzen bessern Wirthschaftseinrichtung allmählig so weit gekommen seyd, daß Ihr auch die Pferde und Ochsen und zuletzt das Jungvieh im Stalle ernähren könnt.

Habt Ihr es bis dahin gebracht, dann könnt Ihr die Gemeinweiden abschaffen, vertheilen und in Ackerland und Wiesen verwandeln. Dann werdet Ihr zuverlässig so viel Futter erbauen, daß Ihr es mit Eurem bisherigen Viehe nicht einmal bezwingen könnt. Aber nur allmählig gelangt Ihr dahin. Mit Einem Male richtet der Landwirth ja in keiner Sache viel aus, desto mehr aber, wenn er mit festem Vorsatz mit dem gehörigen Fleiße auf einen Zweck hin arbeitet.

Wollt Ihr vorher mit der Stallfütterung einen kleinen Anfang machen, ehe Ihr Klee gesäet habt, so bringt auf gut gedüngtes Land im zeitigen Frühjahr ein Wicken- gemenge, auf sandigen Boden Buchweizen. Wiederholt

eine solche Ausfaat alle vierzehn Tage oder drei Wochen. Schlägt ja eine Ausfaat um, so geräth die andere dafür um so besser und Ihr könnt sie dann anfangen zu füttern, wenn die Gewächse in Blüthe stehen. Ihr werdet staunen über die viele Milch, welche Eure Kühe nach solchem Futter geben werden und es wird Euch das thörichte der Meinung einleuchten, daß ein solches Verfüttern der Feldfrüchte Sünde sey, wie ich schon S. 117 und 179 des ersten Theils und 7—10 des zweiten Theils bewiesen habe.

Habt Ihr mittlerweile Euch auf den Anbau der behackten Gewächse gelegt und durch diese, oder durch eine gute Braachbearbeitung einen Theil Eures Feldes so zugerichtet, wie es der Klee verlangt, so könnt Ihr diesen ansäen und schon mehr Vieh im Stalle erhalten. Der Klee kommt zeitiger als die Wicken und giebt auch wohl mehr Futter heraus, als diese. Allein könnt Ihr Euch jedoch nicht auf ihn verlassen. Ihr müßt bei dem besten Ansehen noch etwas Wicken und Buchweizen so ansäen, daß Ihr sie dann grün verfüttern könnt, wenn zu vermuthen ist, daß der Klee nichts heraus geben wird. Dies ist fast allemal der Fall nach dem ersten Abmähen des Klees, wenn trockene Witterung danach einfällt.

Eine zweite Einwendung wäre vielleicht die: „wenn wir auch zugeben, daß sich das Futter für das Vieh zur Sommernahrung auf die angegebene Art anbauen läßt, so gehört dazu doch Land. Wo sollen wir das

„aber hernehmen, da wir ohnedies den dritten Theil,
 „manche von uns die Hälfte, abgeben müssen?“

Vergeßt nicht, Freunde! daß das Vieh zur Weide
 noch viel mehr Land braucht, um sich zu ernähren, als
 wenn man auf einem Theil des Landes schickliche Futter-
 gewächse bauet, und diese dem Viehe in den Stall zu-
 fährt. Ich habe Euch bei der Anweisung zum Kleebau
 gesagt, daß man von zwei Morgen mit Klee bestellt drei
 Rühr ein ganzes Vierteljahr oder drei Monate lang im
 Stalle erhalten kann. Wicken- und Buchweizen- Gemenge
 oder Spörgel geben etwas weniger heraus, aber doch gewiß
 so viel, daß zwei Morgen dieser Gewächse das Futter für
 jene drei Rühr auf zwei Monate hergeben werden. Ihr
 braucht also für jede Rühr einen Morgen und sechzig Ru-
 then Land, um sie von der Mitte Mai bis zur Mitte
 Octobers, als die gewöhnliche Weidezeit, im Stalle zu
 erhalten. Mit diesem Futter wird sie ohnedies noch weit
 besser genährt, als wenn sie auf die gewöhnliche soge-
 nannte gute Weide getrieben worden wäre.

Und von dieser Weide müßt Ihr Einer Rühr doch
 drei Morgen einräumen, wenn sie sich darauf erhalten
 soll. Bleiben wir bei unserm obigen Beispiele mit den
 drei Rührn stehen, so braucht Ihr für solche neun Mor-
 gen Weideland, statt daß Ihr bei der Stallfütterung nur
 vier Morgen nöthig habt. Ihr habt also hier fünf Mor-
 gen übrig, auf welchen Ihr entweder Winterfutter bauen,
 oder im Sommer mehr als noch einmal so viel Vieh

ernähren könnt, als wenn Ihr es unbestellt und blos zur Weide liegen lieſet.

Nur dann läßt ſich das Behüten des thonigen Landes mit Rindvieh entſchuldigen, wenn man es gar nicht anders nützen darf, weil zehn oder zwanzig andere mit mir zugleich das Recht haben, es zu behüten. Ich hoffe aber diejenigen Gemeinden, welche zeither das ſchönſte Land ſo ſchlecht nützen, werden ihren wahren Vortheil einſehen lernen und dieſe Gemeinheiten unter ſich vertheilen, wodurch ſie ſich unendlichen Gewinn verſchaffen können.

Drittens. „Aber wo nehmen wir Zeit her, das viele Futter im Sommer für das Vieh herzu zu ſchaffen?“ Fragt vielleicht mancher. „Um dieſe Jahreszeit giebt es „ohne dies ſo viele Arbeiten, daß man manchmal nicht „weiß, was man zuerſt machen ſoll. Sollte man nun „gar noch viele Zeit auf die Herbeiholung des Futters „verwenden, ſo werden der Weizen und der Hirſen im Unkraute ſtehen und die Kartoffeln unbehackt bleiben müſſen.“

Antwort: Ihr gewinnt ſehr viel Zeit dadurch, daß Ihr aufhört, zu Hofe zu dienen. Aber auch ungerechnet dies und damit ich zugleich denen antworte, die bisher keinen Hofedienſt hatten, ſo wollen wir einmal einen Blick auf Eure bisherige Wirthſchaft werfen. Hatte einer von Euch fünf Kühe, die auf die Weide getrieben wurden, ſo mußte er eine Magd halten, die den größten Theil des Sommers auf den Wegen, Rainen oder Fahren, und an den Gräben und Ackerrändern herum lief, um dort

noch so viel Gras zu suchen, damit die Haushaltung die nöthige Milch und Butter erhielt, die von der Weide allein nicht zureichend gewesen wären. Selten reichte das, was die Magd auf diese Art herbei trug; die Wirthin oder Eure Kinder schafften gewöhnlich noch Gras aus dem Garten und vom Felde an.

Nichtet Ihr nun Eure Wirthschaft so ein, daß Ihr das Futter so gut wie Getreide, mit eben der Sorgfalt und Ordnung anbauet, so ist es ja weit leichter, es dort abzumähen, als wenn Eure Mägde es mit Sichel zusammenstoppeln. Gebt ihnen Sensen und Karren und schickt sie auf ein gutes Klee- oder Wickenstück. In einer halben Stunde haben sie dort eine tüchtige Karre voll gemähet und aufgepackt. Steht das Arbeitsvieh auch im Stalle, so fahrt der Knecht mit, und holen sie so des Morgens und des Abends jedes Mal eine Karre, täglich vier Karren, so werden sie Futter genug für acht Stück großes Vieh anschaffen. Wer mehr Vieh hätte, würde noch mehr Zeit ersparen, wenn er das Futter täglich mit einem Wagen herein holen ließe, den man füglich mit Kühen bespannen kann.

Auf diese Art würde das Grünfutter des Morgens und des Abends herein geschafft, damit es immer frisch bliebe, und die Leute könnten den ganzen langen Tag andere Geschäfte verrichten. An den Orten, wo die Stallfütterung des Viehes seit undenklichen Zeiten eingeführt ist, wird es auch wirklich so gehalten.

Denkt nur daran, welch' eine Menge Mädchen jetzt

des Sommers auf dem Felde herum liefen, um das bißchen Gras zusammen zu suchen, wovon die Kühe noch einige Milch gaben! Berechnet nebenbei den Schaden, welchen sie bei solchen Gelegenheiten dem Getreide durch Niedertreten desselben, auch wohl durch Ausraufen und Abschneiden anrichteten!

Das Ausziehen des Unkrautes aus dem Getreide, namentlich des Hederichs, ist zwar eine nützliche Arbeit, die sich schon durch das Viehfutter bezahlt, als wozu dies Unkraut mit besserem Futter vermischt, recht gut angewendet werden kann. Dies Ausjäten muß dann aber mit Ordnung geschehen; man darf nur so lange in das Getreide hinein, als es nicht lang ist. Jetzt liefen die Mägde aber im ganzen Felde herum, suchten nur immer etwas Gras zum Nachhausebringen zu erhalten; sie fragten also nicht danach, wo sie den Hederich oder anderes Unkraut ohne Schaden des Getreides ausziehen konnten. Wo sie am ersten Gras zusammen bringen konnten da fielen sie ein, unbekümmert darum, ob sie nicht dreimal so viel Schaden anrichteten, als das Futter werth war, welches sie nach Hause brachten. Habt Ihr nun aber eigene Futterfelder und könnt das Jätekraut als bloße Zugabe betrachten, so könnt Ihr Eure Mägde bestimmte Flecke anweisen, wo sie den Hederich zum Vorthell Eures Getreides eben so sorgfältig ausziehen müssen, als aus dem Flachs. Dann wird das Ausziehen dieses häßlichen Unkrautes gewiß von großem Nutzen seyn, und Eure Felder werden nach und nach ganz davon befreiet werden.

Wertens. Aber, „sagt wohl ein anderer, unser Vieh
„ist einmal ans Weiden gewöhnt. Wird es im Stalle
„auch gesund bleiben?“

Antwort: Wenn Ihr folgendes beobachtet, so wird
Euer Vieh bei der Stallfütterung weit gesünder als auf
der Weide bleiben.

Macht in Eure dunstigen Ställe Luftzüge. Es ist dazu
nicht nöthig, daß Ihr einen neuen Stall bauet. Schlagt
zwei einander gegen über stehende Lehmfächer aus, am
besten die obersten, und bringt sogenannte Lücken an,
die mit breiteren Thürchen verschlossen werden können.
Am Tage, wenn die Sonne warm scheint, macht Ihr
diese Thürchen zu, damit die Fliegen Euer Vieh nicht äng-
stigen. In den Morgen- und Abendstunden aber, so wie
die ganze Nacht durch, bleiben diese Lücken offen, damit
die frische Luft durch den Stall streicht. Denn diese ist
schlechterdings zum guten Gedeihen aller Creaturen er-
forderlich.

Dann zweitens schaft den Mist recht oft unter dem
Viehe weg. Wolltet Ihr dasselbe in der Jauche stehen
lassen, die von reichlicher Grünfütterung nothwendig ent-
steht, so würde es sich bei allem Ueberfluß von Futter
doch nur schlecht befinden. Am besten ist wohl, Ihr trest
die Einrichtung, daß der Mist alle Morgen ausgeworfen
wird. Geschlecht dies regelmäßig einen Tag wie den an-
dern, so ist dies Ausmisten eine ganz unbedeutende Arbeit.

Befolgt Ihr dies, so braucht Ihr um die Gesund-
heit des im Stalle gehaltenen Viehes nicht besorgt zu

seyn. Es wird sich gewiß besser als auf der Weide befinden. Nebenbei könnt Ihr ja das Vieh auch täglich einige Stunden auf dem Hofe stehen lassen, wo sich der Mist ja leicht zusammen bringen läßt, den es dort verliert.

Fünftens. „Wo sollen wir aber Stroh hernehmen, theils zu Velfutter neben den grünen Gewächsen, theils zum Einstreuen?“ fragen mich wohl andere.

Antwort: Wer nach meinem Rathe die Stallfütterung nur allmählig einführt, zuerst nur die Kühe und nach und nach das übrige Vieh im Stalle behält, bekommt Zeit und Gelegenheit genug, sich mehr Stroh auf den Ländereien zu erbauen, die er bei der Stallfütterung gegen die Weide erspart. Werden die zelttherigen Gemeinweiden, die durch die Stallfütterung unnöthig sind, nach und nach aufgebrochen, so kann auf diesen vieles Stroh gebauet werden.

Noch ist nothwendig, daß ein Landwirth, der die Stallfütterung einführen will, alles das befolge, was ich über das Befahren des Landes mit Mergel, über bessere Behandlung des Mistes, über bessere Bearbeitung des Landes und über eine bessere Folge der Früchte gelehrt habe. Dadurch allein schon werden seine Getreide, und Stroh: Ernten stärker ausfallen. Gelangt er aber vollends erst dahin, daß der durch die Stallfütterung ihm zugewachsene fette Mist in seinen Aeckern zu treiben anfängt, so wird es ihm nicht länger an Stroh fehlen und er wird von Jahr zu Jahr so wohl dieses als das bessere Futter immer mehr erbauen.

Um aber dahin recht bald zu gelangen, muß ein sorgsamer Wirth sich im ersten Anfange nach solchen Dingen umsehen, die er mit dem Stroh zugleich einstreuen kann. So muß er z. B. weder Kartoffelkraut noch ausgeeggete Quecken verbrennen, sondern trocknen und zum Einstreuen anwenden. Keim Unkraut muß er ungenutzt wegwerfen; was sich nicht zum Futtern schickt, kann wenigstens eingestreuet werden.

Könnte ich aber weder Klehnnadeln noch Laub, nicht Schilf noch Stroh zum Einstreuen anschaffen, so würde ich mir auf folgende Art helfen. Ich würde den Rasen von den Dorfplätzen flach abstechen, und den unterstreuen. Der Mist müßte dann freilich noch öfter heraus, aber er würde gewiß sehr gut auf den Acker wirken. Man müßte diesen Erdmist, so zu sagen, auf dem Hofe in hohen Haufen aufschichten; wäre er zu schmierig, so könnte man noch andere Erde, Holzerde z. B. darunter mengen. So müßte man ihn im Sommer acht Wochen lang liegen lassen, und ihn zuweilen mit Jauche begießen. Während dieser Zeit würde der Rasen gewiß verrotten, und die ganze Masse würde eine vortrefliche Düngung gewähren.

Diese Art der Mistbehandlung ist freilich mühsam. Ich führe sie auch nur als Beispiel an, daß dem nachdenkenden und fleißigen Landwirthe sehr viele Mittel sich darbieten, sich ohne Stroh eine Zeit lang mit seinem Viehe zu behelfen. Nur guter Wille und Fleiß gehören dazu, dann kann man bei acht oder zwölf Stück Vieh vieles möglich machen, was ein großer Guthsbesitzer nicht

so leicht ins Werk richten kann, weil seine Leute sich der Sache nie so annehmen, als wenn der Wirth und die Wirthin selbst Hand ans Werk legen.

Ich glaube, daß ich hier die erheblichsten Einwendungen genannt habe, die Ihr mir gegen die Stallfütterung Eures Viehes machen könnt. Ihr könntet zwar noch die Beschwerden vorschützen, die es Euch machen würde, den nöthigen Saamen zu den Futtergewächsen anzuschaffen. Dies hält jedoch jetzt nirgends schwer, sich den ersten Saamen zu verschaffen, da in jeder beträchtlichen Stadt Kaufleute eigends damit handeln und da fast auf allen ordentlich bewirthschafteten Rittergütern die eine oder die andere Art gezogen wird. Wenn Ihr nur den ersten Saamen angekauft habt, dann müßt Ihr Euch Euren Bedarf selbst erziehen, weshalb ich auch bei der Anweisung zum Anbau der Futtergewächse darüber das Nöthige gesagt habe.

Ich wiederhole es nochmals, lieben Landleute: bei Fleiß und gutem Willen ist Euch die Einführung der Stallfütterung immer möglich, wenn Ihr Thon- oder Lehmboden — oder wenigstens sandigen Niederungsboden habt. Fleißig seyd Ihr ja, das ist zur Genüge bekannt, fleißiger als ein anderer Stand im Lande. Und den guten Willen habt Ihr gewiß auch, wenn Ihr die Hindernisse entfernt seht, die Euch bis jetzt bei Eurem Ackerbau drückten.

Ihr stellt Euch aber manchmal eine Sache, die Ihr

noch nicht kenne, sehr schwer vor. So geht es Euch auch vielleicht damit, wenn Ihr daran denkt, Euer Vieh nun auch im Sommer wie im Winter im Stalle zu füttern. Darum macht nur erst den Anfang mit wenigen Stücken. Ich denke, habt Ihr es erst mit einigen ein paar Jahre versucht, so werdet Ihr einsehen, daß ich Euch wohl gerathen habe, und Ihr werdet gewiß dafür sorgen, daß Ihr Euer ganzes Vieh im Stalle füttern könnt. Damit Ihr mir aber nicht Schuld gebt, daß ich Euch zu etwas rathe, was nicht überall ausführbar ist, so erkläre ich hier ganz bestimmt, daß ich die gänzliche Stallfütterung nur für diejenigen nützlich halte, die Thon- Lehm- oder fruchtbaren Sandboden in Niederungen besitzen. Wo der größte Theil des Feldes aus trockenem Sandboden besteht, da würde das Grünfütter nicht mit Sicherheit gerathen. Hier wird es also besser seyn, eine solche Wirtschaft zu treiben, als ich früher für das Sandland empfohlen habe. Auf den besseren Feldern kann man aber doch so viel Grünfütter bauen, um die Kühe oder das Arbeitsvieh im Stalle zu füttern. Ich werde bei Gelegenheit der Schaafzucht noch einmal von diesem Sandlande sprechen und werde hier noch das Verfahren für diejenigen beschreiben, die einen Theil ihres Rindviehes oder alles im Stalle füttern wollen.

Das erste Grünfütter ist der rothe Klee. Hätte man Luzerne angebauet, so würde diese noch um acht oder zehn Tage früher gemähet werden können. So lange die Kleearten die Blütenknospen noch nicht zeigen, bleibt

man sie dem Blehe nicht allein, sondern unter Stroh geschnitten, damit sich das Bleh allmählig an das grüne Futter gewöhne und nicht ausblähe (berste).

In gewöhnlichen Jahren kann man den rothen Klee um den 20. Mat anfangen zu schneiden. Hat man einigermassen feuchten Boden, so bleibt der erste Schnitt den ganzen Juni durch grün.

Zum ersten Jult muß man aber Wicken oder ein Wickengemenge bereit halten, weil in den wenigsten Jahren der zweite Wuchs des Klees dann stark genug seyn wird, um die gehörige Menge Futter zu liefern. Zu dem Ende säet man die Wicken im Anfange des Aprils aus, wenigstens einen Theil, und wiederholt eine solche Aussaat alle vierzehn Tage oder drei Wochen bis zu Ende Mat. Mißrath eine Saat, so giebt die andere dafür um so mehr.

Gegen Ende des July wird der Klee zum zweiten Male geschnitten werden können. Bei günstiger Witterung wird er sich ziemlich den ganzen August durch halten. Dies wird um so eher der Fall seyn, wenn man das Bleh auf die Stoppeln trlebe, wenn sie grasreich seyn sollten und man wollte der Ernte wegen weniger Zeit auf das Herreinholen des Futters verwenden.

Zu Ende des Augusts muß die Kleestoppel umgebroschen werden, wenn sie mit Winterung besäet werden soll, oder der Klee wird nunmehr nicht Futter genug hergeben, weil er um diese Zeit im Wachsthum nachläßt. Es muß also auf jedem Falle anderes Futter bereit seyn.

Hierzu

Hierzu schickt sich nun nichts besser, als der Buchweizen und der Spörgel, weil auch die Wicken so spät selten ordentlich wachsen. Aber gerade der Buchweizen wächst spät am üppigsten.

Will man ihn im September blühend haben, so säet man ihn erst gegen Ende des Juni aus. Für die letzte Hälfte des Septembers muß man den Buchweizen aber erst nach den 10. Juli säen; sonst wird er bei warmer Witterung früher reif.

Den Spörgel säet man um dieselbe Zeit, wie den Buchweizen aus; ja es kann oft vorthellhaft seyn, diesen in die gedüngte Roggenstoppel auszusäen, wo er dann doch gegen Michaelis heran gewachsen seyn wird.

In heißen und trockenen Sommern geht mit Michaelis das Mähfutter gewöhnlich zu Ende; in feuchten und kühlen kann man aber ein Buchweizengemenge noch bis den 14. October grün haben. Bringt man aber Witterung nach solchem Gemenge, so rathe ich, so lange nicht zu warten, sondern sich einzurichten, daß man gleich nach Michaelis das Land mit Roggen besäen kann.

Hat man sich mit allem Fleiß auf den Anbau der Kartoffeln, der Rüben oder des Kohls gelegt, so braucht man um Michaelis kein Mähfutter mehr. Etwas grüner Spörgel als Zugabe für Milchkühe ist den ganzen October durch sehr erwünscht. Uebrigens aber bleibt es von den Rüben und Kartoffeln um diese Zeit eine Menge Abfälle zur Fütterung.

Das Kartoffelkraut kann man in der Regel von den

frühen Sorten schon im Anfange des Septembers abschneiden; von den späten gegen Ende dieses Monats. Es ist doch anzurathen, auch dieses zu verfüttern. Am besten geschieht dies, wenn man es auf einer Häcksellade klein schneidet, und kleine weiße Rüben ebenfalls mit schneidet oder stampft, und sie mit dem Kartoffelkraute zugleich verfüttert.

Von den Kohlrüben und Kunkelrüben kann man um Michaelis die Blätter ziemlich stark abblatten, so auch vom Kohl, wo man ihn anbauet. Hat man weiße Rüben angebauet, so fängt man, wenn diese Blätter und das Kartoffelkraut verzehrt sind, an, diese nach und nach auszuziehen, und verfüttert sie mit Strohhacksel.

Bei dem Einbringen der Rüben und des Kohls erhält man zuerst das Kraut zum Futter; nachher kommt erst der Kohl selbst an die Reihe, dann weiße Rüben, endlich Kohl, Kunkel, und Mohrrüben. Die Kartoffeln hebt man bis zuletzt auf, weil sie sich am besten halten.

Mit dem Anbau des Klees und der Wicken richtet man sich so ein, daß man in guten Jahren etwas davon trocknen und zu Heu machen kann. Hätte man auch gleich Wiesenheu, so wird man jenes bessere Kleeheu sehr gut zur Aufzucht junger Thiere brauchen können. Oder man spart es über und hebt es für solche Jahre auf, wo irgend unglückliche Witterung ein oder das andere Futtergewächs zum Mißrathen bringt.

Das sämtliche gewonnene Wiesenheu, auch das gute Stroh, wie z. B. das mit Klee durchwachsene Gerstens

stroh, ferner Wicken, und Erbsenstroh, theilt man so ein, daß man den ganzen Winter durch täglich etwas neben den Wurzelgewächsen geben kann. Man verfüttert beides, Heu und Wurzelgewächse, vorthellhafter, und es ist dem Viehe gedehlicher, wenn es immer von beiden etwas bekommt. Die Wurzelgewächse allein ohne Heu oder das eben genannte Stroh, bekommen den Thieren nie so gut. Die Freßlust erhält sich besser bei ihnen, und bei Kühen hilft etwas Heu neben den saftigen Wurzeln noch, daß die Butter wohlschmeckender wird.

Es versteht sich von selbst, daß ich hier Gegenden im Söhne habe, die Wiesenheu ernten, wenn ich diesen Rath gebe, dasselbe mit den Wurzelgewächsen zugleich zu verfüttern. Daraus folgt aber noch nicht, daß man schlechterdings Heu neben Kartoffeln oder ähnlichen Gewächsen geben müsse. Man kann auch recht gut alles Rindvieh mit bloßem Stroh und Wurzeln durchwintern: man muß ihm aber dann von letzteren mehr geben, als man bei Heu nöthig hat.

Sehr wichtig ist es für jede Wirthschaft, daß man gleich im Herbst einen Ueberschlag macht, wie man sein Futter eintheilen muß, um reichlich bis zur grünen Futterung damit auszureichen. Um dies zu können ist aber freilich nöthig, daß man befolgt hat, was ich über das nothwendige und nützliche Anschreiben gesagt habe.

Ein solcher Ueberschlag macht sich sehr leicht, und man braucht, um dies zu können, kein großer Rechenmeister zu seyn. Man muß dann aber auch nach dem

Ueberschlage das Futter täglich heraus geben. Das Heu bindet man, und zu den Kartoffeln oder übrigen Wurzeln schaft man sich Körbe, von denen man weiß, was sie halten. Gesezt: die Abfälle an Blättern, der Spörgel und die kleinen weißen Rüben reichen für das Vieh den Oktober durch, so nehme ich zu Ende dieses Monats den Kalender zur Hand und zähle nach, wie viele Tage noch bis zum 20. Mal sind, und ich werde finden, daß gerade 200 Tage heraus kommen.

Ich will annehmen, es habe jemand folgendes Vieh:

- 4 Pferde,
- 3 Ochsen,
- 9 Kühe, und
- 3 Stück Jungvieh.

An Futter habe er geerntet:

16 Fuder Heu à 15 Centner.	‘ ‘	240 Centner.
25 Wispel Kartoffeln oder	‘ ‘	600 Scheffel.
12½ — Kohlrüben oder	‘ ‘	300 —

so kann er seinem Viehe den ganzen Winter durch folgendes Futter geben:

Auf ein einzelnes Pferd täglich 10 Pfd. Heu, auf 4 Pferde täglich 40 Pfd., beträgt auf 200 Tage 72 Centner. 80 Pfd. Heu.

Auf einen Ochsen täglich 8 Pfd. Heu, auf 3 Ochsen täglich 24 Pfd. beträgt auf 200 Tage

43	—	70	—
<hr/>			
116	Centner.	40	Pfd.

116 Etner. 40 Pfd.

Auf eine Kuh täglich 5 Pfd.

Heu, auf 9 Kühe täglich 45 Pfd.

beträgt auf 200 Tage 81 — 90 —

Auf 3 Stück Jungvieh so viel
wie auf 2 Kühe, täglich 10 Pfd.

Heu 18 — 20 —

216 Etner. 40 Pfd.

Es bleiben bei dieser Fütterung 24 Etner. Heu übrig,
die aber nothwendig für die Pferde bei nasser Witterung
im Sommer, dann auch für den Monat October ge-
braucht werden, in welchem die Pferde ihr volles Heu
erhalten müssen.

Das Kindvieh würde nun von den Wurzelgewächsen
neben dem schon berechneten Heu täglich erhalten können:

Ein Ochse 3 Meßen Kartoffeln, beträgt
auf 3 Ochsen in 200 Tagen 112½ Scheffel.

Eine Kuh täglich 4 Meßen, beträgt auf
9 Kühe in 200 Tagen 450 —

Drei Stück Jungvieh gleich 2 Kühen, also
täglich 8 Meßen 100 —

662½ Scheffel.

An Wurzelgewächsen behält man also übrig 237½
Scheffel. Rechnet man von diesen die Saatkartoffeln
mit 40 — 50 Scheffel ab, so wird man die übrig blei-
benden wohl für die Schweine und die Hauswirthschaft
brauchen.

Es ist unglaublich, welche Vortheile man sich dadurch

verschafft, wenn man gleich im Herbst einen solchen Ueberschlag macht. Wird jedem einzelnen Stücke auf die ganze Winterzeit jeden Tag nur eine unbedeutende Kleinigkeit mehr gegeben, so beträgt es auf 200 Tage und das ganze Vieh erstaunlich viel. So könnte man hier den Ochsen und Kühen täglich recht gut 1 Meße für das Stück mehr geben, und sie würden noch nicht zu stark gefüttert. Es wären dazu aber, das Jungvieh mit gerechnet, noch über 7 Wispel Wurzelgewächse nöthig, die eine Wirthschaft nach unserm Beispiele nicht missen kann, wenn sie sich ihre nöthigen Schweine erziehen und mästen soll.

Die hier angenommene Fütterung ist keinesweges als eine solche zu betrachten, die ich für besonders vortheilhaft halte. Bei den Pferden reicht das Heu allein bei weitem nicht zu, sondern sie müssen Kornfutter nebenbei erhalten. Ich wollte nur ein Beispiel von einer Futterberechnung und Futtereinteilung geben. Das für Ochsen und Kühe angelegte Futter ist für das gewöhnliche Landvieh schon ansehnlich genug, und ich wünsche jedem Landmanne Glück, der es dahin gebracht hat, seinem Rindviehe ein solches Futter geben zu können. Kleinere Kühe werden dabei sehr gut milchen, und die Ochsen Kraft zu Arbeit haben.

Wäre in einer Gegend aber vorzüglich starkes Vieh, so müßte es mehr erhalten, wenn es eine reichliche Nahrung gewähren sollte.

Ihr sehet hieraus, wie viele Wurzelgewächse zu einer solchen Winterfütterung gehören. Ihr müßt aber beden-

ken, daß darum doch keine große Fläche Landes dazu erforderlich ist, 900 Schfl. zu ernten. Bei ziemlich gutem Boden, guter Düngung und Bearbeitung erntet Ihr diese Menge von 9 Morgen. Mit dem angeführten Heu der 240 Etner., würdet Ihr lange nicht so viel ausrichten, als mit diesen Wurzelgewächsen, und Ihr würdet wenigstens 16 Morgen Wiesen dazu abernten müssen.

Laßt also immerhin den Futterbau Mühe und Arbeit verursachen. Wie reichlich wird sie nicht belohnt! — — Bedenkt nur: neun fleißig angebauete Morgen Kartoffeln oder Kohlrüben geben so viel Futter wie 20 — 26 Morgen Wiesen! Und dies Futter könnt Ihr auf solchen Grundstücken bauen, die auf keine Weise in Wiesen zu verwandeln sind.

Habt Ihr es dahin gebracht, das Vieh im Sommer wie im Winter reichlich füttern zu können, so werdet Ihr gern damit arbeiten: denn es hat Kraft und Muth zur Arbeit. Ihr werdet beim Verkauf eines überflüssiges Stückes einen ansehnlichen Thaler Geld lösen; Eure Weiber werden Euren Tisch hinlänglich mit Milch, Butter und Käse versorgen, ja sie werden wohl noch manche baare Einnahme davon haben, für die sie kleine Bedürfnisse in der Haushaltung bestreiten können.

Am wichtigsten wird aber der Vortheil für Euch seyn, der Euch aus der Vermehrung und Verbesserung des Mistes erwächst. Durch Sommerstallfütterung und durch Wurzelgewächsbau erhaltet Ihr in einigen Jahren gewiß das doppelte an Mist. Könnt Ihr aber doppelt

düngen, so werdet Ihr auch doppelt ernten. Durch solchen fetten Mist könnt Ihr auch diejenigen Felder zum Futterbau geschikt machen, die von Natur zu schlecht dazu sind.

Durch die reichliche und zu allen Zeiten gleich bleibende Fütterung werdet Ihr Euch vor Unglücksfällen bei Eurem Viehe sichern. Die Beschädigungen der Feldfrüchte, welche zeitlich durch das Weidvieh verursacht wurden, werden wegfallen und Ihr könnt Holz und Arbeit an den vielen Zäunen ersparen, die Ihr wegen des Weidviehes unterhalten müßtet.

Einige allgemeine Regeln der Viehzucht und Viehhaltung, anwendbar für alle Hausthiere.

1) „Man füttere das Vieh das ganze Jahr durch gleichmäßig.“ Ich habe diese Regel schon im Vorligen Beispielsweise erwähnt. Jetzt will ich noch weitläufiger darüber sprechen.

Der meint es nicht gut mit seinem Viehe, der vor Gewalt füttert, so lange er große Futtervorräthe hat, und dann wenig giebt, wenn das Futter knapp wird. Diesen Fehler begehen gewöhnlich Diensthöfen im Herbst und Anfange des Winters, so lange sie überall Futter in Hüll' und Füll' wahrnehmen.

Nichts ist schädlicher, als eine solche Unordnung, so

wohl für die Nutzung des Viehes, als auch für seine Gesundheit. Auch wenn man nicht, wie in dem angeführten Beispiele der Futterberechnung, sein Vieh im Sommer im Stalle füttert, so muß man doch immer einen solchen Ueberschlag nach der Ernte machen, um zu wissen, wie viel man täglich das ganze Jahr durch geben kann. Rechnet man auf die Weide, so thut man immer besser, man richtet sich auf einen späten Frühling ein. Behält man auch einmal Futter übrig, so wird man es immer vorthellhaft verbrauchen können.

Denn oft folgt auf zeitige, schöne Witterung im Frühlinge nach einiger Zeit wieder so unfreundliches Wetter, daß es dem Viehe gewiß sehr gut bekömmert, wenn man ihm etwas im Stalle geben kann. Es sollte also jeder Wirth, der sein Vieh austreibt, auf einige Vorräthe an Stroh und Heu halten, um sich in Nothfällen helfen zu können.

2) „Beobachte in der Fütterung deines Viehes eine gewisse Ordnung nach der Zeit, und gib ihm sein Futter einen Tag wie den andern zu gleichen Stunden.“

Das Vieh muß nicht allein fressen, sondern es muß nachher auch das verzehrte Futter ordentlich verdauen, soll es ihm anders recht zu Gute kommen. Daher müssen von einem Futter zum andern einige Stunden Zeit verstreichen, in welchen die Verdauung vor sich gehen kann. Je ordentlicher und regelmäßiger alles, Fressen, Saufen und das Verdauen erfolgt, desto vorthellhafter

wird das Vieh das Futter verzehren. Hierin liegt die ganze Kunst, mit wenigem Futter viel auszurichten.

Im Winter würde z. B. Beispiel das Rindvieh folgendermaßen zu füttern seyn:

Von sechs — sieben Uhr erhielt es sein Morgenfutter in zwei Portionen. Dann läßt man es in Ruhe bis gegen elf Uhr, wo es vorher getränkt und nachher wieder gefüttert wird. Abends um fünf Uhr würde es wieder getränkt und erhielt sein Nachtfutter. Zu denselben Stunden kann man auch die Schaafe im Winter füttern. Bei den Pferden muß aber früher angefangen werden, auch muß man des Abends länger füttern, weil sie langsamer fressen und in der Regel am Tage arbeiten.

Aber dieselbe Regel muß auch bei ihnen beobachtet werden: sie müssen alle Tage zu gleichen Stunden an- und abgefüttert werden. Den habe ich immer für einen schlechten Knecht gehalten, der den Pferden den ganzen Tag Futter einschüttete, so oft sie die Krippe leer hatten. Man muß die Pferde daran gewöhnen, daß sie ihr Morgen-, Mittag- und Abendsfutter hinter einander weg fressen, und dann müssen zwischen jedem neuen Futter mehrere Stunden verstreichen, in welchen sie verdauen können.

Es ist daher den Dienstboten nie zu gestatten, einmal früh um fünf Uhr, das andere Mal um sieben Uhr mit dem Füttern anzufangen. Wie man die Fütterungszeiten einmal bestimmt hat, so müssen sie auch immer richtig gehalten werden. Ich weiß aus vieljähriger Erfahrung, wie nützlich eine solche regelmäßige Einrichtung bei der

Blehhaltung ist. Am allerpünktlichsten muß Mastvieh gefüttert werden.

3) „Halte dein Vieh so reinlich als möglich.“

Das fleißige Putzen ist das halbe Pferdefutter, sagt man im Sprichwort und welchem Landmanne sollte es unbekannt seyn, wie nützlich das Reinhalten der Haut für das gute Gedeihen der Pferde ist? Man glaube aber ja nicht, als sey die Reinlichkeit nur bei den Pferden nothwendig; sie ist fast eben so wichtig bei den andern Thieren.

Das Rindvieh sollte man wöchentlich ebenfalls ein paar Mal striegeln, und täglich die Haut mit Strohwaschen reiben lassen.

Man wende mir nicht ein, daß es dazu an Zeit fehle. Einen Ochsen oder eine Kuh zu striegeln, welche einmal daran gewöhnt sind, ist eine so leichte Arbeit, daß sie ein zehn bis zwölfjähriger Knabe recht gut verrichten kann. Solche Kinder wissen oft kaum, womit sie die Zeit hinbringen sollen, und verfallen aus Langerweile auf dumme Streiche. Gewöhnlich sind sie gern beim Viehe. Sorgt der Vater für gutes Futter, so daß Kühe und Ochsen in guten Umständen sind, so wird sich der kleine Sohn damit gegen seine Kameraden etwas wissen, daß seiner Eltern Vieh besser ist, als anderer Leute. Er wird es gewiß gern wöchentlich ein paar Mal striegeln, um es vollends recht gut aussehend und glatt zu machen, wenn die Eltern es nur verstehen, Kinder mit Ernst und Liebe zur Arbeit anzuhalten. Außer dem Reinhalten der Haut

gehört zur Reinlichkeit bei der Viehhaltung auch das sorgfältige Auswischen der Krippen vor jedesmaligem Einschütten neuen Futters.

Ferner gehört dazu die möglichste Sorgfalt für ein trockenes und weiches Lager der Thiere. Bei grüner und saftiger Fütterung wird, zumal bei Mangel an Streulung, das tägliche Ausmistern sehr dienlich seyn.

Zur Beförderung der Reinlichkeit gehört endlich, daß man den Viehstall zuweilen von allem Staube und Spinnengewebe säubere, welches sich an der Decke oder den Wänden anzusehen pflegt. Man läßt zu dem Ende das Vieh auf den Hof und nimmt einen Besen mit langem Stiele, mit welchem man alles absegt und dann die Krippen wieder sorgfältig auswischt. Durch Entfernung alles Staubes und Spinnengewebes verhütet man nicht nur, daß der Staub den Thieren nicht auf den Leib fällt, sondern auch Feuersgefahr.

4) „Sorge für einen solchen Viehstall, der im Winter das Vieh vor der Kälte schützt, wo man aber im Sommer stets frische Luft einlassen kann.“

Sagt nicht, lieben Landleute: wie sollen wir bei unsern Umständen neue Ställe bauen? — — das ist ganz und gar nicht nothwendig. Aus Euren alten Ställen könnt Ihr Euch selbst solche machen, die für die Gesundheit Eurer Thiere zuträglich sind.

Eure jetzigen Ställe haben gewöhnlich den Fehler, daß sie im Winter zu kalt, und dagegen im Sommer zu

warm sind. Ersteres rührt daher, weil die Wände entweder gleich zu dünn gemacht sind, oder weil der Lehm nach und nach wieder abgefallen ist; und luftig sind sie nicht im Sommer, weil es dazu an gehörigen Oefnungen fehlt. Die meisten Ställe sind nur von einer Seite gekleibt, und nur selten sind die Lehmfächer inwendig völlig ausgefüllt. Daher sind die Wände voller fetner Ritzen, durch welche die Kälte eindringt. Die Decken sind ebenfalls nicht fest. Sie sind gewöhnlich mit Stangen oder Latten belegt, auf welche Heu oder Stroh geschichtet wird. Ist aber gerade keines vorrätzig, oder es ist zum Theil verfüttert, so schlägt von oben eine gewaltige Kälte auf das arme Vieh.

Beide Fehler könnt Ihr sehr leicht und mit geringen Kosten abhelfen. Ist die Lehmwand zu dünn, so schaft Lehm an und nagelt inwendig schwache Latten dicht an einander, und werft die Zwischenräume mit Lehm aus. Ohne solche Latten würde der frisch angeworfene Lehm auf dem trocknen nicht halten, sondern immer abfallen. Dadurch wird die Wand so dick werden, daß sie einen sehr starken Frost abhalten kann.

Mit der Decke macht es eben so. Spaltet sogenanntes Schaalholz, belegt die Balken auf der gespaltene Seite dicht damit, und schlägt die obern runden Seiten mit Lehm aus, so daß auch oben eine ebene Fläche entsteht. Dadurch werdet Ihr über Eurem Viehstalle eine reinliche Decke bekommen, die den Stall im Winter warm hält, und durch welche nicht Heu und Stroh von oben

herab in den Stall herunter hängen, wie bei einer bloßen Lattendecke, wodurch so leicht Feuer entstehen kann, wenn Ihr des Abends mit der Laterne in den Stall geht.

Welche Veränderungen an Euren Ställen werden Euch in dieser Art wenig baares Geld kosten. Die Arbeit könnt Ihr selbst verrichten und nur das Holz würdet Ihr kaufen müssen, wenn Ihr nicht selbst es hättet.

Wie man aber die Ställe für den Sommer lustig machen kann, dadurch, daß man in den obern Lehmfächern einander gegenüber stehende Luken anbringt, habe ich schon früher angegeben.

Glaubt mir, lieben Freunde, man stellt sich eine solche Abänderung oft sehr schwer vor, weil man wohl zwanzig Jahre lang die Sache so sah und sich dadurch so daran gewöhnte. Aber versucht es; nehmt eine solche Arbeit mit Hülfe einiger Verwandten in den langen warmen Tagen vor der Ernte vor, und Ihr werdet Euch wundern, wie viel Ihr ausrichten werdet, wenn Ihr es ernstlich angreift. Bei der Gelegenheit muß ich Euch noch auf eine andere Abänderung in Euren Ställen aufmerksam machen, die dann nothwendig werden dürfte, wenn das Vieh recht reichlich saftiges Grünfutter im Stalle erhält.

Es wird sich in diesem Falle nemlich die Jauche so anhäufen, daß alles Einstreuen kaum helfen würde, wenn man der Jauche nicht Abfluß verschafft. Dies ist aber auf eine leichte Art so zu bewerkstelligen:

Man bringt zuerst allen Mist und alle gute Erde sorgfältig aus dem Stalle. Dann ebnet man mit Schippe

und Radehacke den Stall so, daß die Thiere mit den Vorderfüßen höher, wie mit den Hinterfüßen zu stehen kommen. Bestände der Grund aus Thon, so würde er fest genug werden. Wäre er aber sandig, so würde man den Stall mit recht kleinen Steinen abhängig pflastern müssen. Hinter den Ständen des Viehes legt man eine Rinne an, in welche sich die Jauche hinunter ziehen kann. Dieser Rinne giebt man das Gefälle nach dem Hofe zu.

Dicht an der Schwelle auf dem Hofe gräbt man ein Loch, so groß, daß ein altes Bierviertel oder ein anderes Faß ganz hinein geht, in welches man die Jauche aus dem Stalle unter der Schwelle durch leitet. Den Grund einer solchen Grube, wohin man ein Faß setzen will, schlägt man mit Lehm aus. Gut ist es auch, wenn man die Oefnung zwischen dem Fasse und der Grube mit Lehm dicht ausschlägt, damit sich die Jauche nicht in die Erde zieht, wenn das Faß entzwei gehen sollte.

Auf die Oefnung des Fasses paßt man einen guten Deckel auf, damit kein Thier hinein treten kann, und schöpft die Jauche zum Begießen des Mistes, oder zur Düngung der Grasplätze in dem Garten heraus, so oft sie sich anhäuft.

5). Eine fünfte wichtige Regel der Viehzucht ist: willst du schöne große Thiere erziehen, so laß sie das gehörige Alter erreichen, ehe du sie anspannst oder bespringen läßt.

Nichts ist schädlicher als das zu frühe Anspannen junger Pferde oder Ochsen. Ich will nicht sagen, daß

ein Bauer so lange damit warten soll, als ein großer Guthsbesitzer. Weil er mit allen Thieren entweder selbst arbeitet, oder doch unter seinen Augen mit arbeiten läßt, welches in einer großen Wirthschaft nicht immer angeht, und weil er leichtere Arbeiten hat, als ein großer Guthsbesitzer, so kann er junge Zugthiere immerhin etwas früher anspannen, wie dieser, aber vor Ende des dritten Jahres sollte man weder von einem Fohlen noch Stiere ernstliche Arbeit verlangen.

Ich weiß wohl, daß es immer mehr kostet, je länger man ein junges Thier müßig gehen läßt. Aber diese vermehrten Kosten sind doch nur als eine Ersparniß anzusehen, indem ein Thier einen immer höhern Werth erlangt, je größer es wächst. Daher muß man sich lieber so lange zu behelfen suchen, und ein ausgedientes Zugthier ein Jahr länger halten, damit das junge sein Wachsthum größtentheils vollende. Ist ein junges Pferd oder ein Ochse erst, wie man sagt, in den Hausen getrieben, so wird nie was rechts daraus. Es wird bald wieder unbrauchbar und man hat nie eine rechte Stütze im Zuge an ihm. Verkauft man ein solches Thier, so bekommt man wenig dafür und es frißt doch dasselbe Futter, wie ein ordentlich ausgewachsenes. Daher glaube ich, ist keine Ersparung besser angewendet, als wenn durch sie es möglich wird, ein junges Thier ein Jahr länger zu füttern, ehe man es zum Zuge gebraucht.

Eben! so ist es mit Fersen, die man zu früh zum Bullen läßt. Wird eine solche im zweiten Jahre besprungen,

gen, so wird selten eine starke, viele Milch gebende Kuh daraus, läßt man sie aber erst im dritten Jahre bespringen, so erlangt man zwar ein Jahr später erst eine Kuh, aber dafür auch eine solche, die das Futter durch ihre Milch reichlich bezahlt.

So lange freilich das Rindvieh ganzer Gemeinden zusammen gehütet wird, und die Bullen immer unter der Heerde bleiben, hat man es nicht in seiner Gewalt, das zeitige Zukommen der Fersen zu verhüten. Nur wer sein Vieh immer im Stalle hat, kann die beste Zeit auswählen, wenn er eine junge Ferse zum Bullen bringen will.

6). „Halte vor allem das junge Vieh gut, und füttere es in den ersten Lebensjahren reichlich.“

Gegen diese Regel wird sehr oft gesündigt. Man glaubt, weil das sogenannte ledige oder güste Vieh nicht zieht und keine Milch giebt, so braucht es auch nicht viel Futter zu bekommen. Das junge Vieh hält sich doch, sagen die mehresten, wenn es nur halbwegs was zu fressen hat.

Nur die größte Futternoth kann eine solche Aufzucht des jungen Viehes entschuldigen. Denn wenn der Landmann so wenig Futter hat, daß er kaum sein Arbeitvieh und das Rindvieh erhalten kann, welches ihm zu seiner eigenen Speisung nothwendig ist, so kann er freilich nicht auf längere Zeiten vor sich sehen, sondern muß nur seine Bedürfnisse auf heute befriedigen.

In allen andern Fällen kann man aber nicht ver-

kehrter handeln, als wenn man das Vieh in den ersten Lebensjahren vernachlässigt. Gerade in der frühesten Jugend brauchen die Thiere unsern Beistand vorzüglich, wenn sie zu bedeutender Stärke und Größe gelangen sollen. Jeder Stillstand im Wachsthum ist ihnen schädlich. Ist ein junges Thier einmal verbuttet oder verkümmert, so hilft am Ende alles Futter nichts.

Gute Landwirthe wenden ihr bestes Futter zunächst an das Jungvieh. Sie wissen aus Erfahrung, daß sie nur von vollkommen ausgewachsenen Thieren Arbeit, Milch, Wolle — Ertrag überhaupt zu ihrer Zufriedenheit erwarten können. Und um sich solchen zu erziehen, scheuen sie keinen Aufwand, welchen die Aufzucht junger Thiere nothwendig macht.

V o n d e r P f e r d e z u c h t.

Ein Pferd ist fürwahr ein schönes Thier, wenn es von Jugend auf gut gehalten wird. Das Ebenmaß seiner Glieder, seine Munterkeit und die geschickten Bewegungen seines Körpers machen, daß man es nur mit Vergnügen sieht.

Als Zugthier des Landmannes ist es gelehriger, schneller, ausdauernder und geschickter wie ein Ochse. Vor dem Pfluge, vor der Egge oder vor dem Wagen gespannt, ist es gleich brauchbar, vorzüglich aber zu weiten Reisen weit passender wie ein Ochse.

Jedoch hat ein Pferd diese Vorzüge, Schnelligkeit und Ausdauer auf weiten Reisen nur dann, wenn es ein verhältnißmäßiges besseres Futter bekommt, wie ein Ochse. Bei gleicher Fütterung ist ein Pferd nicht viel schneller als ein solcher, und denn hat letzterer gewiß ein besseres Ansehen, als ein Pferd, welches gewöhnliches Ochsenfutter erhält. Da nun sehr viele Pferde in unsern Gegenden nur ein solches Futter erhalten, so paßt auf sie das Lob nicht, welches ich oben den Pferden ertheilte; sie erregen durch ihren Anblick nur Mitleid und den Wunsch, daß ihr Besizer statt vier solcher schlecht gefütterten Pferde, nur zwei besser gefütterte halten möchte.

Es ist darum nicht nöthig, daß der Landmann jetzt seine kleinen Pferde mit einem Male abschaffe, und größere ankaufe, das würde ihm nicht möglich seyn, und wo sollten auch die großen Pferde jetzt herkommen? Aber er fange an, die jungen Pferde besser zu behandeln, so, wie ich es in der Folge lehren werde. Habt Ihr Euch, meine Freunde, durch einen fleißigen Futterbau recht viel Futter verschafft, so daß Ihr Eure Pferde reichlich im Stalle damit versorgen könnt, so werden die bei reichlicher Nahrung aufgezogenen jungen Pferde größer werden als die Alten, von denen sie gefallen sind.

Das den Pferden angenehmste Futter sind die Körner der Getreidearten und Hülsenfrüchte. Die Wicken und ein Wicken gemenge ungedroschen zu Häcksel geschnitten, und unter andern Häcksel von Roggenstroh gemengt,

gibt ein vortrefliches Pferdefutter, wobei sie, neben gutem Heufutter, bei Fleisch und Kräften bleiben.

Im Sommer befinden sich die Pferde bei grünem Klee oder Luzerne, auch bei grünen Wicken oder Gemenge, vorzüglich wenn es schon anfängt Schoten anzusehen, so wohl, wie bei Körnerfutter, und sie können bei einem solchen Futter eben so stark arbeiten. Man muß nur die Vorsicht anwenden, daß man diese Gewächse nicht zu früh anfängt zu füttern, sondern allemal den Pferden erst dann sie gibt, wenn sie Blütheknospen ansetzen.

Auch muß man nur allmählig von der trockenen zur grünen Fütterung übergehen, und zuerst das grüne Futter ganz kurz schneiden, und mit Strohhäcksel vermengen. Täglich setzt man denn etwas grünes Futter zu und nimmt weniger Stroh, bis man es endlich ganz wegläßt. Bei Beobachtung dieser Vorsicht schadet ein solcher Wechsel des Futters sogar solchen Pferden nichts, die starkes Körnerfutter bekommen haben.

Kann man diese Gewächse, Klee, Luzerne, Wicken, oder ein Gemenge aus Wicken, Gerste und Hafer, nicht im grünen Zustande bezwingen, so mache man sie zu Heu und gebe sie den Pferden. Man wird dann weniger Körner für sie brauchen, um sie in gutem Stande zu erhalten, als wenn sie schlechtes saures Heu erhielten.

Dies wird Euch jedoch schon zur Genüge bekannt seyn. Das schwerste wird immer seyn, von diesen Futtergewächsen recht viel zu erbauen. Weniger bekannt dürfte es aber seyn, daß man auch im Winter die Pferde mit

Wurzelgewächsen eben so gut wie mit Körnern erhalten kann. Die Kartoffeln und Mohrrüben sind dazu am besten.

Man wäscht sie und giebt sie, etwas klein geschnitten, den Pferden roh ohne Häcksel. Heu müssen die Pferde bei einer solchen Fütterung aber reichlich bekommen. Es dienet ihnen zum Ausreiben der Zähne und bewahrt sie vor Durchfall, welchen sie sonst von einer so wässrigen Nahrung allerdings bekommen würden. Kann man ihnen das Heu aber neben den Kartoffeln oder Möhren so geben, daß ein Pferd täglich acht bis zehn Pfund davon erhält, so befinden sie sich hierbei so wohl, wie bei der besten Hafersütterung.

Ihr seht, wie sehr die Futtergewächse überhaupt, und dann vorzüglich die Wurzelgewächse Eure Aufmerksamkeit verdienen! Wie vortheilhaft der Anbau derselben ist! Wie vieles Getreide fressen die Pferde nicht jährlich in unserm Lande allein? — Können wir dies zum Theil ersparen, indem wir unsere Pferde mit anderem Futter eben so gut erhalten, wie viel Menschen können dann von dem Getreide leben, welches die Pferde sonst gefressen hätten?

Denn seht, ein Morgen Landes giebt, mit Kartoffeln oder Möhren bestellt, gerade noch einmal so viel Pferdesutter, als ein anderer Morgen mit Hafer bestellt. Ich will dies sogleich beweisen.

Das muß schon recht guter Hafer seyn, wenn man von einem Morgen über die Einsaat zehn Scheffel dreschen will. Steht man einem Pferde täglich drei Meßen

Hafer, so reicht man mit diesen zehn Scheffeln drei und fünfzig Tage lang.

Nehmen wir die Ernte an Kartoffeln von einem Morgen zu siebenzig Scheffel an, welches gar nicht viel ist, ebenfalls wieder über die Einsaat, und geben einem Pferde täglich acht Meßen Kartoffeln, so reicht dies für ein Pferd 140 Tage lang, fast dreimal so lange, als der Hafer. Dieses Pferd würde bei gleichem Heufutter bei acht Meßen Kartoffeln sich eben so wohl befinden, als bei drei Meßen Hafer. Es kann aber, um nach obiger Behauptung von der Kartoffelernte eines Morgens noch einmal so lange Pferdefutter zu haben, als von einem Morgen Hafer, täglich zehn und eine halbe Meße Kartoffeln erhalten, wobei es sich mästen wird.

Achtet ja auf diesen Vortheil Freunde, den eine solche Fütterung verheißt. Jetzt gebt Ihr Land für die Hofedienste ab. Es bedarf aber nur Eurer Aufmerksamkeit und Eures Fleißes, um von dem Euch verbleibendem Lande mehr Vortheil zu ziehen, als Euch das ganze jetzt gebracht hat.

Wo gutes Wiesenheu im Ueberfluß gewonnen wird; ferner, wo niedrig liegende Weiden zu keiner andern Benutzung sich schicken, da kann die Aufzucht junger Pferde zum Verkauf für den Landmann sehr einträglich seyn. Es giebt Gegenden in unserm Vaterlande, wo recht schöne Pferde gezogen werden, wie z. B. im Havellande.

Wer Pferde ziehen will, muß vor allen Dingen auf die Zuchtpferde sehen. Der Landmann thut in der Regel

besser, er legt es auf die Erziehung guter Arbeitspferde, weniger auf Reitpferde, an. Manche lassen sich deswegen verleiten, nach einem schönen Hengste zur Bedeckung ihrer Stuten zu streben, weil zuweilen ein Reitpferd sehr theuer bezahlt wird. Dies ist in mancherlei Art nachtheilig.

Paßt die Stute nicht zu dem Hengst, ist vielleicht plump gebauet, wenn dieser feinknochlicht ist, so wird das von einer solchen Paarung fallende Fohlen oft unansehnlicher erscheinen, als die Stute. Es wird auch manche gute Eigenschaften derselben, nach welchen sie ein gutes Ackerpferd war, nicht haben. Mitthin wird ein solches Pferd nichts weniger als theuer bezahlt werden.

Zu einem guten Arbeitspferde schickt sich ein solches Pferd am besten, welches eine breite Brust hat, dabel gerade nicht plumpe dickknochlichte, aber doch starksehnigte gute Füße, ferner ein gut abgerundetes, im Verhältniß zu dem ganzen Körper stehendes Kreuz, und ein mehr rundes als herabhängendes Rippengewölbe. Man sehe sich daher nach einem Hengste mit diesen Eigenschaften um, und achte weniger auf einen kleinen, sogenannten schönen Kopf und auf seine Füße.

Eine trachtige Stute kann mäßig arbeiten bis gegen das Ende ihrer Trächtigkeit. Man muß natürlich die Vorsicht anwenden, daß man sie vor Schlägen oder Stößen in Acht nimmt und nicht ans Deichsel spannt.

Sehr zuträglich wird es für das junge Fohlen seyn, wenn man der trachtigen Stute einige Zeit vor dem Werfen Schroot oder Leinkuchenkraut giebt. Sie wird davon

reichliche Milch erhalten. Man thut wohl, ein solches Schrootsaufen der Stute neben ihrem gewöhnlichen Futter so lange fort zu geben, bis das Fohlen anfängt ein wenig zu fressen.

Bei der Geburt der Stute ist selten mehr zu thun, als sie in einen Verschlag oder besondern Stall zu bringen, wo sie nicht von andern Pferden beunruhigt werden kann. Eine Hülfe wird selten dienlich seyn, wenigstens muß man damit bei den Geburten der Thiere nicht sehr schnell bei der Hand seyn. Erst dann, wenn man sieht, daß irgend eine ungewöhnliche Lage des Fohlens die Geburt erschwert, kann man versuchen, dasselbe in eine zum Ausgang geschicktere Lage zu bringen, und immer mit großer Behutsamkeit.

Ist das Fohlen etnlige Wochen alt, so kann die Stute wieder mäßig arbeiten. Man nehme diese aber vor Erhaltung bei der Arbeit in Acht, halte wenigstens das Fohlen so lange vom Saugen ab, bis die Stute wieder abgefühlt ist.

Länger als ein Vierteljahr sollte man ein Fohlen nicht saugen lassen. Ob es gleich durch längern Genuß der Milch fleischicht und fett wird, so wird es doch dauerhafter, körnigter, wenn man es bald mit anderem Futter nährt. Damit es nach dem Absetzen nicht herunter komme, gewöhnt man es bei der Stute schon an das Fressen. Die Fohlen lernen es gewöhnlich spielend an Heu oder Brod.

Das beste Futter für ein eben abgesetztes Fohlen ist Hafer mit recht feinem Strohhacksel und feines, gutes

Heu. Im ersten Jahre sollte man es möglich zu machen suchen, demselben täglich eine halbe Mäße Hafer, und so viel Heu, als es zur Sättigung braucht, zu geben. Im zweiten und dritten Jahre kann man ein Fohlen nicht nur fast ganz ohne Körner erhalten, sondern es giebt dauerhaftere Pferde, die in dieser Zeit bei Heu und höchstens Scheunenfutter leben. Bei gutem Körnerfutter wachsen sie zwar besser, werden aber nicht so dauerhaft.

Das Heu aber, welches ein junges Pferd erhält, muß denn auch ganz vorzüglich nahrhaft seyn. Ausgelaugtes, auf den Wiesen schwarz gewordenes Heu, oder Heu von Sumpfwiesen, kann einem Thiere zwar als Nebenfutter gegeben werden, zur alleinigen Nahrung eines Fohlens taugt es aber nicht. Gutes Klee- oder Luzern-, auch Wickenheu und gut getrocknetes Heu von trockenen, süßen Wiesen kann allein die Körnernahrung ersetzen.

Im Sommer giebt man den zwei- und dreijährigen Fohlen Grünfutter im Stalle. In dem Falle, daß man Weiden hat, die man nicht anders benutzen kann, bringt man die Fohlen darauf, man achte aber auf die Witterung und den Zustand der Thiere. Wird das Gras knapp auf solchen Weiden, so gebe man ihnen im Stalle etwas Grünfutter zu. Uebrigens halte man diese jungen Thiere von Jugend auf reinlich, bereite ihnen einen trocknen Sand und putze sie fleißig. Je mehr man auf sie hält und es ihnen an nichts, weder an Futter noch an Wartung und Pflege, in diesem Alter fehlen läßt, desto besser wachsen sie.

Die Hengstfohlen läßt man schneiden, wenn sie zwei Jahr alt sind. Man wählt dazu mäßig warme Witterung, am besten im April oder Anfangs Mai. Damit man das Thier nicht durch den Schnitt einbüße, wähle man ja einen vorsichtigen nüchternen Menschen dazu, sollte er auch besser bezahlt werden müssen. Einige Tage nach dem Schnitt muß das Thier sehr sorgfältig in Acht genommen werden, weil diese Zeit eigentlich die gefährlichste ist. Man muß die Wunde öfnen, muß das Thier mäßig bewegen, es mit dem Futter in Acht nehmen &c.

Gegen Ende des dritten Jahrs kann man anfangen, ein junges Pferd anzuspannen. Man gewöhne es allmählig ans Ziehen, und nehme sich dabei in Acht, daß es sich nicht verschiedene Untugenden angewöhnt. Beißen, Schlagen, Strangschlägerey, Stetigkeit &c. werden den Pferden größtentheils durch ungeschickte Behandlung in der Jugend angewöhnt. Man muß ein junges Thier zwar mit Ernst behandeln — mit Spielen verdirbt man es auch — man muß es aber nicht grausam schlagen oder stoßen, oder es gleich zum Ziehen großer Lasten gebrauchen.

Im vierten Jahre kann ein Pferd bei den gewöhnlichen Feldarbeiten schon ordentlich mit arbeiten. Soll es aber recht dauerhaft werden, so muß man es in diesem Alter wo möglich vor langen Reisen in Acht nehmen, und vorzüglich vor übermäßigem Jagen. Ist man ja zu einer weiten Reise mit seinen Pferden gezwungen und muß ein vierjähriges Thier mit nehmen, so mache man oft Halt, und fahre in einem Futter nicht zu weit.

Da junge Pferde gewöhnlich etwas hitzig sind, so greifen sie sich bei weiten Märschen über die Gebühr an und können sich eine Krankheit zuziehen. Hat es sich aber erst ordentlich an alle Strapazen gewöhnt, und es ist in früher Jugend so behandelt worden, als eben gelehrt ist, so dauert ein Pferd auch recht lange. Kommt kein besonderer Unfall dazwischen, so bleibt ein solches Pferd bis zwanzig Jahre brauchbar. Die Aufmerksamkeit und Schonung, die ein Landmann also auf ein junges Thier wendet, werden ihm durch eine so lange Dauer reichlich bezahlt.

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß zu einer so langen Brauchbarkeit des Pferdes außer der sorgfältigen Aufzucht noch eine immerwährende gute Behandlung gehört. Zu dieser gehört vorzüglich die höchste Reinlichkeit und Ordnung beim Füttern.

Aber auch im Arbeiten muß man eine ähnliche regelmächtige Ordnung halten. Wenn es die Geschäfte irgend zulassen, so muß alle Tage zu gleichen Stunden an, und wieder ausgespannt werden.

Bei einer solchen nach Stunden bestimmten Fütterung und einer eben so genauen Arbeitszeit richtet man viel aus, ohne die Pferde anzugreifen. Nichts nimmt die Pferde mehr mit, als wenn sie zuweilen übermäßig lange, oder sehr strenge arbeiten müssen. Es hilft ihnen nicht, wenn man sie nachher auch ganz müßig stehen läßt. Sie überwinden eine Anstrengung dadurch allein sogleich noch nicht. Giebt man den Pferden ein gutes Futter,

so kann man jeden halben Tag fünf Stunden ohne Unterbrechung mit ihnen arbeiten. Länger sollte man sie aber auch nur in sehr seltenen und nothwendigen Fällen arbeiten lassen.

Ueber alle Maaßen lieblos aber ist es, wenn Landleute bei ihren Marktfuhren in die Stadt sich dort hinsetzen, wohl gar saufen und spielen und die armen Thiere indessen auf den Straßen stehen, hungern und frieren lassen. Geht es dann nach Hause, so jagen solche liederliche Wirthe gewaltig, und eine einzige solche Reise greift die Pferde stärker an, als wochenlanges, mäßiges Arbeiten. Sie holen sich auf diese Art Krankheiten, an denen sie früh oder spät endlich zu Grunde gehen.

Von den verschiedenen Krankheiten des Pferdes und deren Heilung sage ich hier nichts, will aber in einem dritten Theile neben andern nützlichen Rathschlägen eine Anweisung geben, die oft vorkommenden Pferdekrankheiten zu erkennen und zu heilen, wenn ich höre, daß dieser zweite Theil dem lernbegierigen Landmann gefällt. Besser ist es immer, jeder befolgt die hier angegebenen Regeln zur guten Fütterung und Wartung der Pferde, wodurch den mehresten Krankheiten derselben vorgebeugt wird. Dies ist immer leichter, als eine entstandene Krankheit heilen.

V o n d e r K i n d v i e h z u c h t.

So nützlich die Pferde dem Landmann als Zugvieh sind und so viele Freude diese herrlichen Thiere demjenigen gewähren, wer sie von Jugend auf ordentlich füttert und wartet, so muß man doch zugeben, daß das Rindvieh noch nütlicher ist. Ja man thut kaum zu viel, wenn man sagt, es ist dem kleinen Landwirthe, dem Besitzer einiger Hufen, ganz unentbehrlich.

Die Pferde hält man der Ackerarbeiten wegen; durch sie wird es möglich, Ertrag vom Acker zu ziehen. Ihrer kostbaren Unterhaltung wegen schränkt sich ein jeder mit ihnen ein, und hält so wenig, als möglich, weil sie, im Grunde betrachtet, bei der Landwirthschaft ein nothwendiges Uebel sind.

Ganz anders ist es dagegen mit dem Rindvieh. Mit diesem kann man den Acker so gut, wie mit den Pferden bestellen, außerdem aber liefert es Milch, Butter, Käse und Fleisch in die Haushaltung.

Was hätten Ihr wohl für ein Labsal im Sommer, wenn Ihr nicht die kühlende, wohlschmeckende Milch hättet? Bergeht wohl im ganzen Jahre ein Tag, wo der Landwirth nicht etwas auf seinen Tisch brächte, was er vom Rindvieh hat?

Daß man mit gut gefütterten Ochsen alle Feldarbeiten, selbst das Eggen, verrichten kann, ist bekannt. Aber auch kleine Reisen kann man mit gut gehaltenen Ochsen machen, wenn es gleich mit ihnen langsamer geht. Wer

den die Ochsen alt, so kann man sie mästen und theurer verkaufen, als sie in ihrem besten Alter werth waren; für ein ausgedientes Pferd bekommt man fast gar nichts.

Zu allen diesen Vorzügen der Ochsen kommt noch, daß ihre Unterhaltung weit wohlfeiler ist, als die der Pferde. Mit Heu kann man einen Ochsen nicht nur in sehr gutem Stande erhalten, sondern er kann damit gemästet werden; ein Pferd ist bei bloßem Heusutter keinesweges ein schönes Thier. Es wird davon träge und unansehnlich, verrichtet auch eben nicht mehr Arbeit als ein Ochs.

Den Mist dürfen wir bei dieser Vergleichung auch nicht übergehen. Der Pferdemist ist gemengt mit anderem Mist, oder für manche Bodenarten allein, sehr schätzbar. Aber für weit mehrere Bodenarten paßt der Rindermist mehr als jener. Er bedarf es nicht, daß man ihm andern Mist zusetzt. Er ist für sich allein schon dem Lande das herrlichste Düngungsmittel. Ich trage nach allen diesen Umständen also kein Bedenken, das Rindvieh für das nützlichste Hausthier des Landmanns zu erklären. Ich werde in folgendem die wichtigsten Regeln sorgfältig angeben, die bei der Aufzucht, Fütterung, Wartung und Benutzung des Rindviehes zu befolgen sind.

Will man recht brauchbare junge Rinder aufziehen, Ochsen, die groß und stark werden, gut arbeiten und endlich bald fett werden, und Kühe, die viele und gute Milch geben, so muß man mehr auf die alten Thiere achten, die man zur Zucht gebraucht, als bisher geschehen ist.

Fehler und Mängel erben, wie besondere Vorzüglichkeiten, fort. Eine gute Milchkuh zieht wieder eine gute Milchkuh, wenn man ein Ferkelalb von ihr absetzt. Es ist dies ja eine, allen Landleuten bekannte Sache, daß es bei den Kühen ganz erstaunlich auf die Art ankommt.

Ich glaube aber, man achtet zu wenig darauf, daß die Kuh nur den halben Antheil an den guten oder schlechten Eigenschaften ihres Kalbes hat. Die andere Hälfte erbt dieses vom Bullen. Man wird also von der besten Milchkuh nicht wieder eine solche aufziehen können, wenn sie nicht von einem Bullen besprungen wurde, der auch von einer guten Milchkuh gefallen war. War die Mutter eines Bullen eine schlechte Milchkuh, so werden alle von ihm gefallenen Kälber etwas von diesem Fehler erben.

So ist es auch umgekehrt, wenn man die Absicht hat, gute starke Arbeitsochsen aufzuziehen. Laßt die Kühe aber nur von einem kleinen, unansehnlichen Bullen bespringen, die Kühe mögen dann noch so stark seyn, so werden die aus dieser Paarung entstehenden Ochsen immer etwas Fehlerhaftes von dem Bullen erben.

Die Auswahl eines guten Bullen für eine Gemeinde ist daher eine sehr wichtige Sache für dieselbe. Eine schlechte, fehlerhafte Kuh schadet zwar ihrem Besitzer in so fern, daß er von ihr nicht so viel Nutzen zieht, als er könnte. Ein fehlerhafter Bulle ist aber weit schädlicher, weil von ihm jährlich wohl 30 — 40 Kühe besprungen werden, deren Kälber sämmtlich seine Fehler erben.

Wenn große Gemeinden einen Bullen ankaufen, sollten sie alle mit sorgfältig erforschen, von welcher Art er gefallen ist. Erfahren sie mit Gewißheit, daß er von einer milchreichen Kuh gefallen ist, und er ist sonst fehlerfrei gewachsen, hat auch die gehörige Stärke, so müssen sie sich einen solchen um jeden Preis zu verschaffen suchen; keine Ersparung ist wohl schlechter angebracht, als bei dem Ankauf eines Zuchtrindes.

Ist in einem Orte einmal ein ganz vorzüglicher Bulle, so müßte man suchen, von der besten Kuh des Dorfes ein Bullenkalb von demselben zu erhalten.

Der Besitzer der Kuh müßte dann ein solches Kalb ausgezeichnet gut füttern, wofür ihn die Gemeinde durch einen guten Preis, welchen sie für diesen jungen Bullen bezahlen müßte, hinlänglich entschädigte. Achte man denn ferner bei einer neuen Aufzucht wieder darauf, daß man nur von ganz vorzüglichen Kühen Bullenkälber absetzte, so würde man endlich eine Art Rindvieh erhalten, die alles in sich vereinigte, was der Landmann wünschen kann.

So wie man jetzt in ganzen Gemeinden mit der Anschaffung der Bullen verfährt, ist es nicht möglich, eine gute Art Rindvieh zu erhalten. Man kauft die Bullen nur immer da, wo sie am wohlfeilsten zu haben sind, und erhält dann entweder verkrüppelte, kleine Thiere, oder zu junge, die sich sogleich ruiniren, wenn sie eine so große Heerde Kühe bespringen sollen. Obendrein wird der Gemeinde

meindebulle an vielen Orten noch schlecht gefuttert. Im Frühjahr, wenn die mehresten Kühe rindern (ochsen), kann ein solches Gemeinderind kaum gehen. Bei einer solchen Wirthschaft ist an keine gute Aufzucht zu denken.

Jeder Wirth in einer Gemeinde sollte eine Ehre darin setzen, wenn der Bulle in dem Jahre recht gut wäre, in welchem ihn die Reihe zu seiner Erhaltung trifft. Wer sein eigenes Vieh schlecht füttert, schadet nur sich, wer aber ein solches Gemeinderind schlecht hält, versündigt sich an allen seinen Nachbarn für mehrere Jahre.

Die Vorsteher der Gemeinden, die Schulzen und Dorfgerichtspersonen, müßten daher sorgfältig darauf wachen, daß die Bullen von denen gut gehalten würden, die sie zu füttern haben. Sie müßten zu gewissen Zeiten die Bullen besuchen, und müßten eine Strafe für ein solches eigennütziges Gemeindeglied festsetzen, das durch schlechte Erhaltung des Bullen das ganze Dorf in Schaden bringt. Sie müßten festsetzen, daß derjenige ein ganzes Jahr lang nicht an den öffentlichen Versammlungen der Gemeinde Theil nehmen dürfe, welcher überwiesen werden könnte, daß durch seine Schuld das Gemeinderind in schlechten Umständen sey.

An manchen Orten begeht man auch wohl den Fehler, daß man zu wenig Bullen hält. Wir sind Fälle bekannt, wo auf 100 Kühe nur Ein Bulle gehalten wurde. Das ist offenbar zu viel. Ueber 60 Kühe kann

ein Bullen nicht wohl bestreiten. Besser ist es noch, wenn auf 40 bis 50 Stück Kühe einer gehalten wird.

Vor vollendetem dritten Jahre muß man einen Bullen nicht springen lassen. Besser ist es noch, wenn man ihn erst dann, wenn er vier Jahr alt ist, recht ordentlich gebraucht, und ein Jahr vorher ihn blos neben einem Ältern zuweilen springen läßt. Muß man ihn aber aus Noth gleich nach vollendetem dritten Jahre bei einer starken Kuhheerde gebrauchen, so muß man ihm Hafer füttern.

Auch das zu frühe Zulassen der Fersen ist schädlich. Es läßt sich aber nicht gut eine Zeit festsetzen, in welcher man ein für allemal eine Ferse springen lassen sollte. Es kommt sehr darauf an, wie sie von Jugend auf gefüttert worden ist. Ist sie sehr gut gehalten worden, so wird sie schon bei einem Alter von zwei und einem halben Jahre eine ansehnliche Größe erlangt haben. Ist dies, so kann man sie unbedenklich bespringen lassen. Bei geringer Größe eines solchen Thieres von zwei und einem halben Jahre thut man wohl, es erst ein halbes Jahr später zum Bullen zu lassen.

Eine Kuh geht neun Monat oder vierzig Wochen trüchtig. In der letzten Zeit der Trächtigkeit muß man sie besser füttern, wo möglich auch täglich einen Trank von Oelkuchen oder Kleie zu saufen geben. Noch wichtiger ist die Befolgung dieser Regel bei einer Ferse, die zum ersten Mal kalben soll. Eine solche muß wohl acht Wochen vorher einen solchen Trank bekommen, damit

sie ein recht starkes Euter bekomme. Unterläßt man diese Vorsicht, so kann man sich eine gute Milchkuh verderben. Zu diesem Trank kann man auch gekochte Kartoffeln nehmen.

Hierin besteht die ganze Kunst, welche eine gute Wirthin zur Erlangung einer guten Milchkuh anzuwenden hat. Sie füttere ein Fersenkalb von guter Art immer gut, lasse es nicht zu früh bespringen und halte nachher auf das ordentliche Tränken bei dem Eutern der Ferse, damit die Milchgefäße (Milchadern im gemeinen Leben genannt) sich recht erweitern, dann wird sie ihren Zweck gewiß erreichen. Alles Füttern und Eingeben gewisser Kräuter ist Quacksalberei!

Es gehen zuweilen nichtswürdige Menschen auf den Dörfern herum, und bieten Mittel zum Verkauf aus, nach welchen die Kühe ganz besonders gut milchen sollen. Bald Kräuter zum Eingeben, zum Räuchern, auch wohl zum Bergraben, unter die Schwellen. Man lasse sich ja von diesen Betrügern nicht um sein Geld bringen. Sie haben keine andere Absicht als etwas zu erhaschen, und ihr ganzer Kram ist nur Lug und Trug, durch welchen sie leichtgläubige Leute bethören.

Diese Art Landstreicher, welche mit solchen Kräutern für Kühe handeln, suchen geflissentlich den Glauben an Hexerei zu erhalten, ja sie bestärken leichtgläubige Menschen noch in diesem Wahne. Giebt eine Kuh wenig Milch, oder will diese nicht leicht zu Butter werden, wird vielleicht zu früh sauer — so heißt es gleich:

das rührt von bösen Leuten her. Ihr habt eine Nachbarin, die hat von Euch Milch bekommen, und hat Euch diesen Streich gespielt. Nun bieten sie Mittel dagegen an. Da soll der Stall geräuchert werden, in den vier Ecken soll dies und jenes eingegraben, und die Thüren sollten bekreuzt werden. Kommt jemand in Euer Haus, und sucht Eure Weiber durch dergleichen einfältiges Gewäsch zu ängstigen, so werft ihn zum Hause hinaus, oder führt ihn zur Obrigkeit, damit er seine Strafe erhalte und einen andern Lebenswandel ergreife, wo er sich auf eine ehrlichere Art ernährt.

In Eurem Kuhstall habt Ihr gar keine künstliche und geheime Mittel, die es ohnedies nicht giebt, anzuwenden, um Eure Kühe gesund zu erhalten, und vielen Nutzen von ihnen zu ziehen. Eure eigene Vernunft muß Euch sagen, daß eine solche Behandlung des Viehes, wie ich Euch hier lehre, die natürlichste und beste ist. Bei einer solchen werdet Ihr weit seltener Unglücksfälle haben, daß sie aber nicht ganz und gar ausbleiben werden, müßt Ihr einsehen, wenn Ihr daran denkt, daß alles Irdische vergänglich ist. Was kann es schaden, wenn jemand ein neugebohrnes Kalb sieht, oder Milch vor Sonnenaufgang von Euch erhält? — — auf großen Gütern kann gar kein Kalb abgesetzt werden, ohne daß viele fremde Menschen es sehen, die dort immer in den Kuhstall kommen; und wenn es schädlich wäre, die Milch vor Sonnenauf- oder Untergang zu verkaufen, so müßten solche Leute schon lange zu miß-

hen aufgehört haben, die ihre Milch in die Stadt verkaufen, und damit in aller Frühe abgehen.

Dieser und ähnlicher Irrthümer entschlage Euch ganz, meine Freunde! Wenn Ihr gegen das Vieh nur immer das Curige thut, es regelmäßig füttert, wartet und pflegt, so werdet Ihr Freude und Gewinn von der Viehzucht haben.

Eine Kuh, die Kraft hat, und wo das Kalb in der gewöhnlichen Lage, mit dem Kopfe auf den Vorderfüßen, zum Vorschein kommt, gebärt leicht und am besten ohne alle Hülfe. Mit dieser muß man überhaupt bei der Geburt eines jungen Thieres nicht eilig seyn, weil man durch Unvorsichtigkeit der Kuh leicht Schaden zufügen kann. Nur bei einer widernatürlichen Lage kann man sich der Hülfe eines geschickten Hirten bedienen, der jedoch auch mehr dadurch helfen muß, daß er das Kalb in eine bessere Lage zu bringen suche, und weniger mit Gewalt ziehe.

Nach dem Kalben kann man der Kuh zwar etwas Mehltrank von verschlagenem Wasser reichen, man gebe ihr aber ja nicht zu viel mit Einem Male. Ein Eimer voll wäre schon schädlich. Unerfahrene Mägde glauben zuweilen einer Kuh eine rechte Güte zu thun, wenn sie ihr recht viel zu saufen geben. Dies muß man ja verhüten.

Will man das Kalb absetzen, so hat man zwei Arten. Entweder man läßt es vier Wochen an der Kuh

saugen, oder man nimmt es gleich weg und tränkt es mit Milch auf.

Die erste Art, und zwar die gewöhnlichste in unsern Gegenden, hat das Unangenehme, daß Kuh und Kalb sich sehr abquälen, wenn sie so spät von einander gebracht werden, und daß sich die Kälber leicht übersaugen und davon krank werden.

Um dies zu verhüten, nimmt man der Kuh das Kalb gleich nach der Geburt und gewöhnt es ans Saufen, welches um diese Zeit wenigstens eben so leicht geht, als nachdem es vier Wochen an der Kuh getrunken hat. Im ersten Anfange läßt man es auf die bekannte Art an einem Finger saugen, den man in die warme Kuhmilch hält. Denn Ersparung muß man nicht dabei machen wollen. Das Kalb muß dieselbe Milch von der Kuh erhalten, die es sich selbst würde gesogen haben, wenn man es bei der Kuh gelassen hätte.

Ja, um ein ganz vorzügliches Thier aufzuziehen, muß man dem Kalbe nicht allein vier Wochen lang die Milch geben, wie sie von der Kuh kömmt, sondern man darf auch hernach demselben nicht alle Milchnahrung entziehen, sondern muß einige Wochen lang es wenigstens noch zum Theil abgefahnte Milch trinken lassen, in die man allmählig Wasser gleßt und etwas Roggenmehl einrührt, von Tage zu Tage mehr Wasser und weniger Milch nimmt, bis man es ganz unmerklich an das reine Wasser gewöhnt. Kann man aber nicht so viel Milch an ein Kalb wenden, um es sechs bis acht Wochen lang,

oder noch länger, in der letzten Zeit wenigstens etwas Milch geben zu können, so muß man doch immer die Milch nur ganz allmählig einem Kalbe entziehen, damit es nicht zu sehr herunter komme. Dies gilt auch, wenn man es an der Kuh drei oder vier Wochen saugen ließ. Der Uebergang von der wohlschmeckenden Milch zu anderem Getränk muß immer ganz unmerklich seyn. Neben dem Getränke eines Absetzkalbes, es sey nun Milch oder ein Trank aus Milch, Wasser und Roggenmehl, oder blos aus letzteren beiden, giebt man ihm feines blätterreiches Heu und feinen Häcksel von Sommerstroh mit Hafer oder Kleie angemengt; in den ersten Tagen kann man einem solchen Kalbe auch wohl gekrümeltes Brod unter den Häcksel mengen.

Ich weiß wohl, daß vielen Landleuten diese Art, Kälber abzusetzen, theuer vorkommen wird. Vorzüglich ungern werden sie daran gehen, dem Kalbe länger als drei bis vier Wochen Milch zu saufen zu geben. Sie werden sagen: wir sind froh, daß wir einen Tropfen Milch für uns erhalten. Wenn wir sie so lange dem Kalbe geben wollten, so müßten wir noch länger darben.

Bei der jetzigen Wirthschaftsart, wo die Kühe so erbärmlich gehalten werden, haben sie Recht. Werdet Ihr aber meinen Rath befolgen, auf alle Art für Vermehrung und Verbesserung des Viehfutters zu sorgen, so wird die Milch bei Euch nicht so rar seyn, wie jetzt. Ihr werdet Euch denn wohl bewogen finden, sie einem Kalbe länger als bisher zu geben, wenn Ihr Freude an

schönem Viehe findet und die Vortheile kennen lernt, die eine mit aller Sorgfalt aufgezogene Kuh vor den gewöhnlichen hat.

Hat man ein Absäckerkalb ganz von dem Genusse der Milch entwöhnt, so gebe man ihm ein halbes Jahr lang recht feinen Häcksel von Sommerungsstroh und Klee; oder feinem Gartenheu. Kann und will man nach einiger Zeit Hafer geben, wäre es auch nur eine viertel höchstens eine halbe Meße, so wird es um so schneller wachsen. Doch kann man süglich Statt des Hafers klein geschnittene Runkelrüben, Kohlrüben oder Kartoffeln unter den Häcksel mengen. Außerdem legt man auch sehr gutes Heu lang in der Kufe vor, und giebt bey einem vierteljährlichen Alter des Kalbes blos reines Wasser zu saufen, wenn man so lange Schroot; oder Kleientrank gegeben hätte. Kann man es irgend möglich machen, so gebe man im ersten Jahre den Kälbern blos trocknes Futter. Muß man aber grünes Futter geben, so suche man zu verhüten, daß die Kälber davon nicht den Durchfall bekommen. Dies wird geschehen, wenn man nur allmählig zur grünen Fütterung übergeht, und wenn man ihnen nur gutes, trockenes, nicht nasses oder erhitztes Grünfutter giebt.

Hätte man eine recht gute Weide, wo die Kälber ruhig fressen könnten, ohne viel herum zu laufen; wo reines Wasser in der Nähe so wie Schatten wäre, so könnte man sie bei einem halbjährigen Alter auf eine solche Weide bringen. Wäre sie aber schlecht oder der

Weg dahin weit, so ziehe ich die Erhaltung des Kalbes im Stalle vor.

Auch im zweiten und dritten Jahre muß man das junge Rindvieh nicht vernachlässigen. Manche thun dies, indem sie sich damit entschuldigen, daß sie sagen: das Arbeitsvieh und Nutzvieh ginge vor; von dem müßten sie leben. Aber aus dem Jungvieh wird beides, Nutz- und Arbeitsvieh. Aus schlechten Fersen und Stieren werden schlechte Kühe und Ochsen.

Wie schädlich es sey, die Fersen zu früh zum Bulsen zu lassen, habe ich schon gesagt. Nicht weniger schädlich ist aber auch das zu frühe Anspannen der Stiere. Soll ein großer starker Ochse werden, so muß man dem Stiere vor vollendetem dritten Jahre gar kein Joch auslegen. Im vierten Jahre kann man ihn zum Ziehen anlernen, aber noch nicht völlig gebrauchen. Erst im fünften Jahre sollte man ihn förmlich anspannen. Dann würden aber auch die Leinochsen nicht so rar seyn, wie jetzt, wenn man erstlich die Kälber so behandelte, als gelehrt worden, und dann wieder mit dem Anspannen so lange wartete. Für einen so behandelten Ochsen bekäme man denn auch beim Verkauf immer noch 50 — 60 Thaler, statt daß man sich jetzt mit 20 — 30 Thalern begnügen muß. Daß zwei starke Ochsen mehr ziehen, wie drei schwache, ist bekannt.

Ueber die Fütterung und Wartung des Rindviehes habe ich schon früher, als ich von der Stallfütterung

und der Haltung des Viehes überhaupt handelte, das wichtigste gesagt. Ich verwelse hier also nochmals darauf, was ich dort von der regelmäßigen Eintheilung des Futters für das ganze Jahr so wohl, als für den einzelnen Tag gesagt habe. Hier will ich aber über einige hieher gehörende Regeln bei der Rindviehfütterung noch einiges mittheilen.

Ein Rind bedarf zu seiner Ernährung und guten Erhaltung der Körner von Getreide gar nicht. Ich halte es für reine Verschwendung und Unwirthlichkeit, den Ochsen oder Kühen ungedroschenes Getreide entweder zu Häcksel geschnitten, oder lang in die Kaufen zu geben.

Ist man aus Mangel an anderem Futter zu dieser kostbaren Fütterung gezwungen, so ist dies ein Uebel, dem man sehr leicht abhelfen kann, wenn man sich mit Fleiß auf den Bau der Futtergewächse legt. Klee, Wicken, Spörgel, grüner Buchweizen — im grünen wie im trockenen Zustande — das ganze Heer der Rübenarten mit ihren Blättern, Kohl und Kartoffeln sind dem Viehe vielleicht angenehmer, als ein solches Garbenfutter; es erhält sich dabei in höchster Milchergiebigkeit, verrichtet die härtesten Arbeiten, ja es kann damit völlig fett gemästet werden. Sämmtliche Futtergewächse haben aber vor dem Getreide den großen Vorzug, daß eine gleiche Fläche, ein Morgen z. B. mit ihnen bestellt, noch einmal so viel Futter liefert, als wenn man das reife Getreide dazu verwenden wollte. Die übrigen Vor-

theile des Futtergewächsbaues hier in diesem Falle nicht einmal zu erwähnen.

Bauet der Landmann mehrere der genannten Futtergewächse zugleich, so muß er sich bei ihrer Verfütterung nach dem Viehe richten, welches er hat, um jedes aufs beste zu benutzen. Ein Futtergewächs ist besser für Mastvieh, das andere für Zugvieh; noch andere sind für Milchvieh vorzuziehen.

Für Mastvieh schickt sich z. B. recht fettes Heu und Kartoffeln; für Zugochsen würde man weniger saftige Gewächse mehr trockenes Futter geben müssen; dahingegen gerade die wäßrigsten Gewächse, wie die Rübenarten, für Milchkühe besser sind, als trockenes Futter, weil sie mehr Milch davon geben. Grünes Gras, grüne Wicken, Buchweizen und Spörgel, sind für Milchkühe ein noch besseres Futter wie für Mast- und Arbeitsvieh. Hat man also zu einer und derselben Zeit mehrere Sorten Futter zugleich, so kann man auch diese Regel befolgen.

In manchen Gegenden glaubt man, die Kartoffeln könne man den Kühen nur gekocht geben. Es ist zwar richtig, daß ein Trank von Kartoffeln den Kühen sehr gut bekommt, aber nothwendig ist dies Kochen der Kartoffeln gar nicht. Wo das Holz theuer ist, und wo man viele Kartoffeln verfüttern kann, da würden große Kessel dazu gehören, und vieles Holz erforderlich seyn, um sie zu kochen. Man stampft sie daher und giebt sie ihnen, so wie alle andere Wurzelgewächse, am besten roh. So

viel würde ich indessen Kartoffeln kochen, um den tragenden Kühen den ihnen so dienlichen Trank zu bereiten, in welchen man noch etwas Kleie mischen kann.

Die Futtergewächse haben nicht alle gleiche Nahrunghaftigkeit. Ihr wißt welch ein gewaltiger Unterschied schon zwischen Heu von hohen, trocknen, und wieder von nassen, sauren Wiesen ist. Ein noch größerer Unterschied ist zwischen den Wurzelgewächsen. Eins hat immer mehr Wasser in sich als das andere, und man braucht also von den mehr wäßrigten eine größere Menge, wenn sich die Thiere eben so gut wie bei einer kleinern Masse besseren Futters befinden sollen. Ich will hier kurz angeben, wie viel ein Rind großer Art von unserm gewöhnlichen Landvieh täglich an Futter verschiedener Art erhalten muß, wenn es sich bei einem so wohl, wie beim andern befinden soll.

Gutes Wiesenheu muß eine große Kuh oder ein großer Ochse bekommen täglich	. 20 Pfd.
Klee- und Wickenheu	. . . 18 —
Grünen Klee	. . . 90 — 100 —
Gras	. . . 90 — 100 —
Wicken, Buchweizen grün	90 — 100 —
Spörgel grün	. . . 70 — 80 —
Gute mehltreiche Kartoffeln	. 40 Pfd. oder gegen 7 Meß.
Runkelrüben, etwa 12 —
Kohl- oder Steckrüben	. . . 10 — 11 —
Weißer Rüben 1 Schfl.
Mohrrüben 8 — 9 —

Daß bei den Wurzelgewächsen Strohhacksel mit gefüttert werden muß, versteht sich. Noch besser aber ist es, wie ich schon an einem andern Orte gesagt habe, wenn man lieber weniger Wurzelgewächse in einem Tage giebt, als hier angegeben sind, und an deren Stelle täglich einige Pfunde Heu füttert, weil denn die Milch weit wohlschmeckender ist, als von bloßen Wurzelgewächsen. Bei einem solchen Futter wird ein gewöhnlicher, aber starker Ochse gut arbeiten, und dabei Fleisch behalten, und eine Kuh wird sehr reichlich Milch geben. Bei einer ganz kleinen Art Rindvieh wird man etwas weniger auf den einzelnen Tag geben können.

Früher habe ich schon die Berechnung gemacht, daß man einen Morgen sechszig Quadratruthen Klee und Wicken zum Grünfutter auf fünf Monate für ein Kind brauche. Auf die sieben Wintermonate wird man die Kartoffeln oder Rüben von einem reichlichen Morgen Landes brauchen, um ein Kind ganz damit ohne Heu zu erhalten. Man brauchte also für ein jedes starke und erwachsene Kind zwei und einen halben Morgen Landes mit Klee, Wicken oder Buchweizen und behackten Wurzelgewächsen bestellt, wenn man es lediglich im Stalle erhalten will. Bei ganz besonders glücklichen Futterjahren wird etwas von diesem Futter übrig bleiben, womit man sich bei unglücklichen Futterernten helfen muß.

Wer Wiesenheu erntet, braucht natürlich so viel anderes Futter weniger, als ihm dies ersetzt. Auch muß

ich bemerken, daß ein thätiger kleiner Landwirth, der alles zu Rathe nehmen gelernt hat, beinahe ein Stück Vieh von dem Unkraute erhalten kann, welches er beim Behacken der Wurzelgewächse, oder beim Säen des Getreides durch seine Kinder und Leute einsammeln läßt, ferner von dem Grase, welches er an Wegen, Gräben und Ackerrändern in müßigen Stunden abschneiden kann.

Es giebt verschiedene Unkräuter, die man mit großem Vortheil verfüttern kann, und die schon deswegen die Mühe des Ausziehens lohnen, den Vortheil ungerchnet, daß man das Land dadurch reiniget und verbessert. Dahin gehören die Disteln im jungen Zustande, die Sanddisteln, der Hederich, der Ackersenf, der wilde Spörgel, das Hirsengras, die Weide oder Pädeweide, die Miere und andere mehr.

Nachdem ich Euch, lieben Landleute! so vielfältig die Vortheile zu Gemüthe geführt habe, die ein größerer Futterbau Euch gewähren wird, glaubt Ihr gewiß nicht mehr, daß das Ackerland unnütz verwendet würde, wenn man bloßes Viehfutter darauf bauete. Ich bin aber der Meinung, daß man es auch, bloß nach dem Geldgewinn berechnet und nicht auf die Verbesserung und Vermehrung des Mistes Rücksicht genommen, durch Futtergewächse eben so hoch nützt als durch Getreide.

Des Beispiels halber wollen wir eine Vergleichung anstellen. Nicht wahr, es ist eine gute Weizenernte,

wenn man vom Morgen 8 Scheffel drischt? — Ihr wißt, daß $2\frac{1}{2}$ Morgen Land mit Futtergewächsen erforderlich zur reichlichen Ernährung eines Kindes sind. Nehmen wir eine Weizenenernte von 8 Schfl. für den Morgen an, so tragen $2\frac{1}{2}$ Morgen 20 Scheffel. Nehmen wir den Preis an zu 1 Thlr. 12 Gr. Cour. bringen drittehalb Morgen 30 Thlr., der einzelne Morgen 12 Thlr.

Wenn eine Kuh das Futter von drittehalb Morgen Land mit Klee, Wicken und Wurzelgewächsen bestellt, verzehrt, so giebt sie gewiß auf 40 Wochen lang im Durchschnitt einen Tag wie den andern gerechnet täglich 6 Quart Milch. Dies beträgt 1640 Quart à 6 Pf. — 35 Thaler. Da aber nicht überall Gelegenheit ist, auch zu diesem niedrigen Preise die Milch zu verkaufen, so wollen wir annehmen, die Milch wird verbuttert. 14 Quart Milch geben 1 Pfd. Butter à 5 Gr., dies beträgt 25 Thlr. Der Käse von dieser Milch wird doch wohl 5 Thlr. werth seyn, und so haben wir auch 30 Thlr. Ertrag von einer Kuh. Auf die Molken und das Kalb ist hier gar nicht gerechnet. In dieser Art nimmt man also für einen Morgen Futter so gut wie für einen Morgen Weizen 12 Thlr. baares Geld ein.

Ich weiß recht gut, daß es mühsamer ist und länger dauert, ehe man die 30 Thlr. für Butter und Käse einnimmt, als jene 30 Thlr. für Weizen. Die Mühe und Anstrengung beim Futterbau läugne ich gar nicht ab, noch weniger will ich durch diese Vergleichung den Weizenbau herabsetzen, aber ich wollte nur denen zei-

gen, wie der Futterbau Geld eintrage, die da meinen, er bringe nichts ein. Zu dieser irrigen Meinung kann jemand nur deshalb verleitet werden, weil ein guter Wirth nicht leicht Futter unmittelbar verkauft, sondern es erst durch sein Vieh aufzehren läßt, damit er den Mist davon behält. Aber alle Nutzung des Viehes an Milch, Arbeit, Fleisch, Wolle &c. kommt doch lediglich von dem Futter her.

Die mehrere Mühe des Futterbauens sammt der Mühe des Futtereinfahrens, in Vergleichung mit dem Weizenbau, wird durch den bessern und mehreren Mist überreichlich bezahlt, den das Futter in vorbeschriebener Art von zwei und einem halben Morgen zurückläßt. Das Weizenstroh von demselben Lande könnte für sich allein entweder gar nicht zu Mist gemacht werden, oder es würde nur einen höchst erbärmlichen Mist geben.

Aber nicht auf eine Art von Gewächsen ist der fortdauernde Wohlstand des Landmanns gegründet. Beides, Futterbau und Getreidebau, müssen klüglich mit einander verbunden werden. Durch den erstern wird das Vieh ernährt, das Ackerland zu den Getreidefrüchten vorbereitet, und der Mist vermehrt und verbessert; der Getreidebau liefert Brodkorn, Marktgetreide, Stroh zum Decken, zum Häckelschneiden und zur Einstreuung.

So viel über die Ernährung des Rindviehes. Jetzt einiges über die verschiedene Benutzung desselben zum Zuge, zur Milch, und Buttergewinnung und zur Mastung.

In der Regel werden zum Ziehen nur die Ochsen gebraucht. Wenn man diese Thiere in früher Jugend so behandelt, als ich angegeben habe, so werden sie bei einem Futter, als ich für sie erforderlich angegeben habe, nicht viel weniger arbeiten, als Pferde. Im Pfluge ziehen manche die Ochsen den Pferden vor, weil sie ruhiger gehen.

Bei der Arbeit mit Ochsen befolge man die Regel, daß man in der heißen Jahreszeit vorzüglich nur des Morgens und Abends mit ihnen arbeite. In der Hitze werden sie sehr mitgenommen.

In kleinen Wirthschaften können Kühe so gut wie Ochsen zum Zuge gebraucht werden. Wo man nicht so viel Land hat, um ein Gespann Ochsen das ganze Jahr hindurch täglich zu beschäftigen, da thut man wohl, die Ackerarbeit ganz mit Kühen zu verrichten.

Kühe lernen das Ziehen sehr leicht, und gehen im Zuge einen raschern Schritt, als Ochsen. Wenn man sie nur sonst gut füttert, so geben sie beym Ziehen doch noch einige Milch und kommen dabei gar nicht herunter. Man hat denn doch den wichtigen Vortheil, daß man zu keiner Zeit unnützes Vieh füttern darf, wie es mit Ochsen wohl der Fall ist, die nicht das ganze Jahr hindurch ordentlich beschäftigt sind.

Es versteht sich von selbst, daß die Kühe zu der Zeit, wenn sie hoch trächtig sind, sehr sorgfältig beim Zuge behandelt werden müssen. Da in kleinen Wirthschaften der Eigenthümer selbst ackert oder überhaupt mit

dem Gespann arbeitet, so hat er ja sein Vieh immer selbst unter Augen, und hat nichts daran zu fürchten, daß liebloses Gefinde durch Stoßen, Schlagen u. eine trächliche Zugkuh beschädigen. Mir sind sehr viele Gegenden bekannt, wo man die Kühe zu dieser doppelten Absicht hält. Die Leute befinden sich wohl dabei, und man findet die stärksten und besten Kühe dort, weil sie gut gepflegt werden können.

Die Milchnutzung der Kühe ist eine der wichtigsten bei der ganzen Rindviehzucht. Daß vorzüglich der kleinere Landwirth durch diese seinen Tisch mit Speisen daher versorgen muß, habe ich schon oben erwähnt.

Das Streben nach vieler Milch ist wohl keiner Wirthin zu verdenken, es ist vielmehr sehr löblich. Nur muß keiner auf solche thörichte Mittel verfallen, die Milch zu vermehren, von welchen ich auch schon früher gesprochen habe. Weder Johanniskraut noch Fünffingervurzel, weder Räuchern noch andere Quacksalberer vermehren die Milch. Ein reichliches, gleichmäßiges Futter, welches den Kühen das ganze Jahr hindurch fast einen Tag wie den andern gereicht wird; eine gute Erziehung und Behandlung der Fersen von Jugend an, so wie überhaupt alles, was ich über die Wartung des Viehes gesagt habe, sind die einzig untrüglichen Mittel, sich viele Milch zu verschaffen.

Aber auch gute, gesunde Milch, die viel Sahne hat, und sich leicht zu Butter schlägt, erhält man nur

durch Befolgung meiner Fütterungsregeln, von denen ich hier noch ein paar ausheben will, da sie vorzüglich für die Güte der Milch und Butter wichtig sind.

Die Wurzelgewächse verfüttere man immer mit etwas Heu zugleich, und im Sommer beim Grünfütter gebe man den Kühen zuweilen gutes trockenes Futter, zumal wenn man wegen anhaltender, nasser Witterung das Futter einige Zeit hindurch naß einfahren muß.

Wer nun alles so befolgt, wird sich gewiß nicht über den kränklichen Zustand seiner Kühe beklagen dürfen, wodurch die Milch eine schlechte Beschaffenheit angenommen hätte. Wohl aber suche er die Ursache schlechter Milch in den Milchgefäßen oder in der Behandlung der Milch selbst.

Eine gute Behandlung der Milch beim Milchen, beim Abfahnen und Buttern ist ganz nothwendig, wenn gute Butter erfolgen soll.

Zuerst ist erforderlich die größte Reinlichkeit beim Milchen selbst, wie bei der Behandlung der Milchgefäße. Man muß möglich für ein trockenes, weiches Lager für die Kühe sorgen, damit die Euter nicht von Mist verunreiniget werden, und so die Milch gleich den Mistgeschmack annehme. Wäre das Euter einmal unrein geworden, so müßte man es vor dem Milchen abwaschen. Aber auch die Milcherin wasche sich jedes Mal vor dem Milchen ihre Hände rein.

Die Milchgelten und Milchkannen müssen nach jedesmaligem Milchen sehr sorgfältig ausgewaschen und

dann an der Luft ausgetrocknet werden, damit sich die Milch nicht ins Holz ziehe, und so durch ihre Säure die süße Milch anstecke und verderbe.

In die Ritzen der Gefäße setzt sich die Milch leicht an; oft rührt die üble Beschaffenheit der Milch, sehr schnell sauer zu werden, blos davon her. Wenn Eure Mägde Euch zuweilen zu bereden suchten, als hätten sogenannte böse Menschen Schuld, wenn die Butter nicht werden wollte, so hatten sie selbst durch Unreinlichkeit der Gefäße diese üble Beschaffenheit der Milch veranlaßt. Ihr müßt Euch also ja nicht auf solch einfältiges Gewäsch verlassen, sondern die Sache selbst untersuchen, wo es sich denn oft anders finden wird.

Auch der Ort, der Milchkeller oder die Milchammer, wo die Milch zum Absahnen hingestellt wird, verdient Eure Aufmerksamkeit. Ein solches Gemach muß, wo möglich, hell seyn. An den Wänden und der Decke darf kein Schmutz geduldet werden. Die frische Luft muß immerwährend durchstreichen, damit sich in einem solchen Behältniß kein unangenehmer Dunst anhäufe.

Am besten sind freilich Keller von Mauerziegeln für den Sommer. Wo Feldsteine häufig sind, kann man die Seitenwände auch von diesen aufsetzen lassen. Die Anlage eines solchen Kellers ist freilich etwas kostspielig, wer sie aber bestreiten kann, lasse sich das Geld nicht dauern. Ein guter kleiner Keller ist außerdem, daß man einen Ort für die Milch im Sommer erhält, in jeder Haushaltung sehr nützlich.

Im Winter muß man die Milch in die Stube nehmen und sie da sorgfältig mit reinen, weißen Tüchern bedecken, damit kein Staub hinein falle. Des Nachts, wenn alles in Ruhe ist, nimmt man die Bedeckung aber weg, weil die Sahne dann besser ausgeschieden wird, wenn die Luft Zutreten kann.

Die Gefäße, in welchen man die Milch zum Absahnen hinstellt, müssen recht weit, aber nicht tief seyn, damit die Milch nicht hoch über einander stehe. Am besten sind hierzu die sogenannten Milchäse von Steingut, welche an vielen Orten sehr wohlfeil zu erhalten sind. Wo sie nicht verfertigt werden, muß man sich von den Töpfern lieber eigends dazu gemachte, und sehr gut gebrannte irdene Geschirre verschaffen, die die Form jener Aesche haben.

Hölzerne, flache Gefäße sind sehr dauerhaft. Sie müssen aber vor allen anderen recht rein gehalten, und nach jedesmaligem Gebrauch an der Luft getrocknet werden. Bei unreinlicher Haltung zieht sich sonst die Milch in die Ritzen zwischen den Stäben ein, säuert und steckt sogleich die süße Milch an, wenn sie hinein gegossen wird, wodurch nicht nur die Sahne zum Theil verloren geht und die Butter einen schlechten Geschmack bekommt, sondern das Buttern selbst ist dann sehr beschwerlich und dauert oft wohl einen halben Tag.

Die Sahne oder den Rahm muß man nicht lange auf der Milch stehen lassen, wenn diese erst gesäuert ist. Sobald man sieht, daß alle Sahne abgeschieden ist, muß

man mit dem Abfahnen eilen. Würde die Milch zu sauer, so nimmt die Sahne einen schlechten Geschmack davon an und giebt auch weniger Butter.

Um recht wohlschmeckende Butter zu bereiten, darf die abgenommene Sahne auch nicht zu lange stehen, ehe sie verbuttert wird. Der Ort, wo man sie aufbewahrt, muß weder kalt noch warm seyn. Im Sommer muß man daher die Sahne immer an einen kühlen Ort, und im Winter an einen etwas erwärmten Ort stellen. Kälte und Wärme verhindern beide das Abscheiden der Buttertheile von der Milch.

Bei großer Hitze im Sommer thut man am besten, man setzt die Sahne die Nacht durch in eiskaltes Wasser, wenn man früh buttern will, und wählt dazu die Kühle des Morgens. Im Winter erwärmt man vorher das Butterfaß, jedoch nehme man sich in Acht, daß man die Butter nicht verbrühe, welches geschieht, wenn man kochendes Wasser ins Butterfaß gießt, dies sogleich ausschüttet, und nun die Sahne eingießt. Man muß damit einige Minuten warten, damit das Faß erst wieder abkühle.

Ist die Butter fertig, so muß sie so lange gewaschen werden, als sich das Wasser trübt. Erst dann ist sie zum Einlegen und Einsalzen fertig, wenn nach allem Umrühren mit Wasser dasselbe hell und klar bleibt.

Bei dem Durchrühren mit dem Salze nimmt man alle Unreinigkeiten sorgfältig heraus, und vermischt sie recht fleißig mit dem Salze. Soll sie eingeschlagen wer-

den, also lange dauern, so nimmt man etwas mehr Salz und legt sie so dicht wie möglich ein. Wird die Butter aber gleich verbraucht, so salzt man sie weniger.

Die saure Milch (Schlipper, oder Schlappermilch) wird verkäset. Die Art und Weise ist allen guten Wirtheinnen bekannt. Auch bei diesem Geschäfte zeichnet sich eine reinliche Hausfrau vor unordentlichen aus. Sie wird aus dieser Milch einen wohlschmeckenden Käse bereiten, der nicht nur zur Unterhaltung der eigenen Hausgenossen dient, sondern auch von andern gesucht und gekauft wird.

Nicht weniger vortheilhaft als durch Milchkühe, wird das Futter noch durch Mastung des Rindviehes benutzt.

Im Oberbruche sind die Bauern so von den Vortheilen der Mastung überzeugt, daß sich ein jeder schon deswegen bemüht, so viel Kartoffeln und anderes Viehfutter als nur immer möglich zu erbauen. Sie nehmen dazu nicht blos ihr eigenes ausgemerzte Vieh, sondern kaufen sich im Herbst mageres Vieh an, oder nehmen solches von Schlächtern für ein gewisses Futtergeld in Futter.

Das Mästen und die Benutzung des Futters auf diese Art, hat noch Vorzüge vor der Kuhwirthschaft. — Statt daß ich eine Kuh das ganze Jahr versorgen und eben so lange warten muß, ehe ich den ganzen Gewinn an Butter oder Milch von ihr erhalte, so dauert die

Zeit einer Mastung nur funzehn bis sechszehn Wochen. Man kann also vorzüglich solches Futter mit Mastvieh verfüttern, welches nur zu einer Zeit im Jahre in recht großer Menge vorrätzig zu seyn pflegt, und welches sich nicht gut sehr lange aufheben läßt.

Hieher gehdren ganz eigentlich die Wurzelgewächse. Im Herbst, wenn sie eingeerntet werden, hat man oft große Mühe, sie unter zu bringen, wenn sie gut gerathen sind. Wendet man bei dem Verbergen nicht alle Vorsicht an, so ist man doch immer in Gefahr, theils durch Frost, theils durch Fäulniß welche einzubüßen.

In diesem Falle ist also eine Mastung sehr vortheilhaft. Die Feldarbeiten gehen zu Ende. Man kann mehr Zeit auf die Haus- und Hofgeschäfte verwenden, und auch in so fern ist Mastung, die man im Herbst anfängt und gegen das Frühjahr vollendet, sehr bequem.

Sehr wichtig ist auch, daß man sich zu einer Mastung nach freiem Willen gerade so viel Vieß anschafft, als man zur Verzehrung des eingeernteten Futters bedarf. Nicht so leicht geht dies immer bei dem sogenannten Nutzvieh.

Will ich von einer Kuh recht viel Milch erhalten, so muß ich sie lange vor dem Kalben schon gut füttern, und muß überhaupt für eine gleichbleibende gute Fütterung sorgen. Milchkühe so eben anzukaufen, wenn man Futter genug hat und sie wieder verkaufen, wenn es verzehrt ist, geht selten; überhaupt kommt bei einem solchen Handel nicht viel heraus. Hat man seine Wirth-

schafft einmal auf vier bis sechs oder acht Kühe eingerichtet, so muß man sich mit dem Futter auch gleich auf das ganze Jahr einrichten. In einem unglücklichen Futterjahre muß man daher, will man seine guten Kühe behalten, und nicht zu einem Spottpreise los schlagen, ihnen etwas an ihrem Futter abrechen und so an der Nutzung verlieren.

Wo sich also irgend Gelegenheit findet, mit Mastvieh etwas zu verdienen — und die ist in unserm ganzen Lande — da halte man nur so viel Nutzvieh, als man auch bei der unglücklichsten Witterung reichlich ernähren kann. Dasjenige Futter aber, welches man in guten Futterjahren nicht mit diesem Viehe bezwingen kann, verwende man zur Mastung.

Wenn man erst anfängt, den Wurzelgewächsbau ins Große zu treiben, so fange man die Mastung mit dem eigenen ausgemerzten Viehe an. Man wird dann an einem Stücke gegen den magern Verkauf 10 — 15 — 20 Thaler, ja wohl noch mehr verdienen, und auf diese Art am schnellsten die auf diese Gewächse verwandte Mühe bezahlt erhalten. Denn gesetzt, es verkaufte jemand gewöhnlich zu Michaelis einen Ochsen und eine Kuh, die ihm übrig geworden sind. Nun habe er sich aber auf den Kartoffelbau gelegt, und hat gegen sonst an zwölf Winspel mehr geerntet. Er muß nun sehen, wie er es macht, daß er noch einige Zeit ohne das Geld fortwirthschaften kann, welches er zu der genannten Zeit für beide Stücke Vieh erhalten hätte,

und muß sie mästen. Im Februar ist er damit zu Stande, und nun erhält er gewiß dreißig Thaler für beide mehr, als bei dem magern Verkauf. So schnell hat man den baaren Vortheil der bessern Fütterung von anderem Viehe nicht zu erwarten.

Hat man aber selbst kein Vieh übrig, und doch überflüssiges Futter, so kaufe man sich Mastvieh. In den mehresten Fällen wird man wohl thun, lieber Ochsen als Kühe zu kaufen, weil man erstere leichter verkaufen kann, wenn sie recht fett sind und sie besser in großen Städten bezahlt erhält.

Man kaufe auch nicht zu alte abgetriebene Ochsen, sondern lieber jüngere, die noch bei Fleisch sind. Letztere sind zwar theurer im Ankauf, sie werden aber auch leichter fett, und gelten dann wieder so viel beim Verkauf mehr, so daß man an ihnen doch mehr als an elendem Viehe verdient.

Ihr macht mir vielleicht den Einwurf: wenn mit der Mastung noch so viel zu verdienen ist, was hilft es demjenigen, der kein Geld in Händen hat, um Vieh anzukaufen. Zu vier Stück braucht man wenigstens 100 Thaler, ja wohl 120 — 130 Thaler; wo solten wir das nach dem Kriege in unserer Wirthschaft übrig haben?

Ich glaube Euch gern, lieben Landleute! daß viele von Euch dieses Geld nicht baar liegen haben. Ich denke aber, ein Mann, der einen eigenen Hof hat, und sich allen Menschen als ein ehrlicher, braver Mann gezeigt hat, findet immer jemanden, der ihm zu einer so

vorteilhaften Anwendung das Geld vorschießen wird. Macht Bekanntschaft mit wohlhabenden Schlächtern in den Städten. Nehmt von ihnen magere Ochsen auf die Mast, und laßt Euch ein bestimmtes Futtergeld geben.

Denn das ist Hauptbedingung des Wurzelgewächsbaues, daß diese Gewächse in der Wirthschaft verfüttert werden, die sie erbauete. Der Verkauf derselben, ohne eine Gelegenheit zum Ankauf von Mist, kann einer Wirthschaft Schaden bringen. Aber verfüttert und in den Misthausen gebracht, werden sie zum Segen für den Ackerbau, und ein gutes Hülfsmittel zur Beförderung Eures Wohlstandes.

Bei der Mastung selbst ist folgendes zu beobachten:

Zuerst müssen bei Mastvieh alle Regeln, die ich über die pünktliche Fütterung und Wartung des Viehes überhaupt gegeben habe, noch viel genauer befolgt werden.

Das Futter muß den zur Mast aufgestellten Kindern immer frisch, reinlich und einen Tag wie den andern gegeben werden. Die Krippen müssen sorgfältig rein gehalten werden. Das Tagesfutter muß in viele kleine Portionen getheilt, und ihnen pünktlich nach der Uhr gegeben werden.

Einen Theil des Futters verzehrt das Vieh blos zur Erhaltung seines Lebens. Nur von dem über diese Nothdurft genossenen Futter setzt es Fleisch an oder gibt Milch u. Je mehr Futter Ihr also einem Thiere so beibringen könnt, daß es dasselbe noch ordentlich verdauet, desto mehr setzt es Fett oder Fleisch an. Könnt

Ihr die Mast in 100 Tagen beendigen, so werdet Ihr weniger Futter brauchen, als wenn sie 120 Tage gedauert hätte. Denn wenn dies Thier auch dasselbe Futter verzehrt hätte, welches in 120 Tagen zu demselben Fett, und Fleischansatz gehört hätte, so hat es doch auf 20 Tage beim Futter zur nothdürftigen Erhaltung seines Lebens gebraucht, welches man also dann gewinnt, wenn man ein Thier durch stärkeres Füttern 20 Tage früher fett machen kann.

Diese Futtermenge hat aber ihre Grenze. Mehr muß ein Thier nie erhalten, als es mit Appetit verzehrt. Ueberfrißt sich ein Mastrind und steht nachher nur zwei Tage, wo es schlecht frißt, so verbringt man das ganze Futter auf diese zwei Tage unweßlich, weil dann ein Thier nicht zunimmt, wenn es mehr zu sich genommen hat, als es verdauen kann. Darum ist die große Pünktlichkeit beim Füttern, die kleinen Portionen und die regelmäßige Ruhe nach dem Fressen nöthig, wodurch der Appetit rege erhalten und die Verdauung befördert wird.

Die Fütterung des Mastviehes geschieht am besten in folgender Ordnung.

Nachdem man ausgemittelt hat, wie viel man auf den einzelnen Tag geben will, theilt man das ganze Wurzelfutter in neun Portionen, das Heu in zwei.

Früh um fünf Uhr wird das erste Futter, um halb sechs Uhr das zweite, um sechs Uhr das dritte gegeben. Dann wird frisch gestreuet und die Thiere bleiben in

Ruhe bis gegen zehn Uhr, wo man ihnen eine Portion Heu vorlegt. Nachdem sie diese verzehrt haben, werden sie getränkt, und erhalten nun um elf Uhr die erste Portion Wurzelgewächse; von einer halben Stunde zur andern die beiden übrigen. Danach bleiben sie wieder in Ruhe bis Abends fünf oder sechs Uhr, wo man ihnen Wasser vorhält und die letzten Futterportionen in der nemlichen Ordnung versüßert. Abends um neun Uhr legt man ihnen die zweite Portion Heu vor.

Hat man eine solche Ordnung einmal angefangen, so muß man sie regelmäßig halten. Hätte man also die Absicht, einem Kinde täglich einen halben Scheffel Kartoffeln, und zehn Pfund Heu zu geben, so würde man mit einem Male immer gegen eine Meße Kartoffeln, und in jeder Portion fünf Pfund Heu zu geben haben. Dies ist eine Fütterung, bei der schon ein ziemlich starker Ochse sehr zunehmen würde.

Hätte man nicht Heu genug um täglich zehn Pfund zu geben, könnte vielleicht nur fünf Pfund geben, so muß man in der Stelle mehr Kartoffeln, vielleicht zehn Meßen täglich auf ein Stück rechnen, und dann so viel Sommerungsstroh vorlegen, als die Thiere zur Lust fressen mögen.

Sehr nützlich für die Zunahme der Thiere ist das Reinigen der Haut. Man striegelt sie mit einer abgelegten Pferdestriegel und läßt sie außerdem recht oft mit Strohwischen abreiben, so daß sich nirgends Schmutz anhäuft.

Bei der Fütterung in der angegebenen Art achte man darauf, ob die Mastrinder das Futter mit recht vollem Appetit verzehren, oder ob sie anfangen, etwas übrig zu lassen.

Lassen sie etwas übrig, so mache man die Portionen so lange kleiner, bis sie rein ausfressen. Spürt man aber, daß sie noch nicht völlig genug haben, so mache man die Portionen etwas stärker, jedoch nur um ein wenig, und halte sie immer so, daß rein ausgefressen werde. So wie es nicht mehr geschieht, muß man etwas abbrechen.

Wer dies alles befolgt und nur gesundes Vieh zur Mast aufgestellt hat, wird die Mastung in drei bis vier Monaten zu einer bedeutenden Höhe treiben. Sein Vieh wird zusehends besser werden, und er wird gewiß sehr vortheilhaft verkaufen.

Wir wollen annehmen, ein Ochse werde sechszehn Wochen gemästet, und erhielte, einen Tag in den andern gerechnet, täglich acht Meßen Kartoffeln und zehn Pfund Heu, so beträgt dies sechs und fünfzig Scheffel Kartoffeln und zehn Centner Heu. Wird ein solcher Ochse nach der Mastung zwanzig Thaler theurer bezahlt als beim Ankauf, so benutzt man den Centner Heu zu zwölf Groschen, und den Scheffel Kartoffeln zu sechs Groschen Courant.

Es giebt keine Art, wo mit demselben Gewinn das Futter an Vieh gewendet werden kann, als diese. Erhält man sein Futter so bezahlt, als hier berechnet, und

behält den vortreflichen fetten Mist davon, so kann man sich durch kein anderes Gewächs so viel Vortheil für die ganze Wirthschaft verschaffen, als hier durch die Futtergewächse.

Aber selbst bei einem geringeren Gewinn, so daß man den Scheffel Kartoffeln z. B. nur mit vier Groschen durch Mastung bezahlt erhält, wird man noch großen Vortheil von dem Kartoffelbau haben.

V o n d e r S c h a a f z u c h t.

Ob die Schaaf dem Landmanne gleich nicht in so vielerlei Hinsicht wie die Rinder nützen, so können sie ihm doch unter manchen Umständen auch sehr einträgliche Thiere werden. Ihre Zucht gehört vorzüglich in alle die Gegenden hin, wo das Land sandig und schlecht ist, wo man also nur wenig Futtergewächse für das Rindvieh erbauen kann.

Sandiges Land ist locker genug; ja es kann durch zu viele Bearbeitung zu locker werden. Das Beweiden desselben, wodurch es dicht getreten wird, ist ihm daher sehr ersprießlich. Da aber dieses lose Land nur kleine magere Kräuter und Gräser hervorbringt, die ein Rind kaum anfassen kann, so schiekt es sich besser zur Schaaf- wie zur Rindviehweide. Ja es ist vortheilhaft, bei vielem solchen Lande nur das allernothwendigste Rindvieh

zu halten, dagegen aber so viel Schaafse, als sich auf der Weide gut erhalten können.

Gerade diese knappen, aber süßen und kräftigen Weiden auf Sandland sind das Element der Schaafse. Sie können mit ihren spitzen Mäulern auch die kleinsten Grasspitzen abbeißen. Sie fressen den ganzen Tag und erhalten denn doch so viel, daß sie davon gut leben können. Genug, sie befinden sich wohl auf Sandboden, und dieser gewinnt seinerseits auch mehr durch die Schaafshütung, weil die Schaafse alle eben aussproßende Hälmschen erreichen können, und sie daher schon in früher Jugend abbeißen, so bleibt darum ihr Trieb stärker. Denn wenn die Sandgräser einmal bis zur Reife gekommen sind, so wachsen sie in dem Jahre wenig mehr. Hingegen immer nieder gehalten, treiben sie bei feuchter Bitterung immer fort.

Es wächst also dann mehr Nahrung für Thiere auf gleicher Fläche in einem Jahre, wenn durch das immer wiederholte Abfressen kein Stängel zur Reife gelangt, welches bei der Rindviehhütung auf Sandboden sich gar nicht verhüten läßt. Wo Thiere viel fressen, da misten sie viel. Und auch hierin hat der Schaafmist auf der Weide Vorzüge vor dem Rindviehmist. Letzterer fällt in breiten Kuchen nieder und bedeckt ganze Stellen, wo in dem Jahre kein Thier wieder frißt. Die Schaafstorbeeren zerstreuen sich einzeln und verderben nirgends die Weide. Sie sind ihr vielmehr sehr zuträglich, und sie wird durch das Behüten mit Schaafen von Jahr zu Jahr besser.

Man

Man besehe nur solche Stellen, die drei oder vier Jahre lang mit Schaafen beweidet wurden. Man wird keinen Schritt thun können, ohne Schaafmist zu sehen, der gut vertheilt auf dem Lande herum liegt, und der auf das nach der Weide folgende Getreide gute Wirkung hat. Es ist ja eine bekannte Sache, daß auch schlechte Ländereten wieder eine gute Roggenernte geben, wenn sie nach drei oder vierjähriger Beweidung umgebrochen werden.

Man wird mir vielleicht hier einwenden: ja, die Schaafse sind nützliche Thiere, wenn es mit ihnen glücklich geht. Darin sind sie aber den Bienen gleich, daß man viel Vorthell von ihnen haben kann; man kann aber auch alle einbüßen.

Nicht so, lieben Freunde! die Schaafhaltung, die ich Euch lehren will, läßt sich mit der Bienenzucht nicht vergleichen, sondern eben so sicher, als ein anderer Zweig der Wirthschaft.

So wie es jeither mit den Schaafen gehalten wurde, und aus Noth gehalten werden mußte; wo man vorerst nur für Rindviehweide sorgte, und den armen Schaafen die elendesten, magersten Weiden anwies; wo Ihr bei knappen Zeiten kaum Euer Rindvieh vor dem Hungers- tode retten konntet, da wurden natürlich die Schaafse zuerst ein Raub des Mangels und Elends. Auf das Rindvieh mußtet Ihr freilich deswegen eher sehen, weil Ihr damit Euren Acker bestellt, oder Euren Tisch mit Milch und Butter versorgen mußtet.

Ihr werdet mir nicht gern zugeben wollen, daß die

Schaafe bei Euch jemals verhungert sind, Ihr werdet sagen, sie wären verhütet gewesen. Aber laßt einmal sehen, wie es damit eigentlich zugeht. Ich bin der Meinung, daß Hunger die erste Ursache des Verhütens ist.

Denn seht! das Schaafe findet auf allen seinen Weideplätzen Kräuter und Pflanzen, die ihm schädlich sind, und die es nicht berührt. Die Euch allen bekannte Wolfsmilch, das Bilsenkraut und mehrere andere stehen auf allen Dorfplätzen, wo Schaafe vorbegetrieben werden. Keines rührt sie an, weil der Schöpfer ihnen das Vermögen gegeben hat, solche Nahrungsmittel zu unterscheiden, die ihnen schädlich sind. Die Thiere sind sich freilich der Ursachen nicht bewußt, aber sie sind durch dieses Vermögen entweder unwillkürlich zur Verabscheuung eines Gewächses oder zur Verrichtung irgend einer künstlichen Handlung gezwungen; es ist so genau mit ihrer ganzen Natur verbunden, daß sie im freien Zustande immer davon geleitet werden.

Dieses Vermögen der Thiere nennen wir Instinkt. Wir finden es fast bei allen Thieren. Die Schwalbe bauet sich ihr Nest wie kein anderer Vogel auf eine äußerst künstliche Weise; die Gans rupft sich Federn aus, wenn sie brüten will; die künstliche Ordnung im Innern eines Bienenstocks ist bewundernswürdig.

So wie diese Thiere durch ihre seit der Schöpfung ihnen mitgetheilte unwillkürliche innere Neigung diese künstliche Verrichtungen ausüben, so vermeidet auch ein Schaafe so lange schädliche Nahrungsmittel, als der Hun-

ger bei ihnen nicht stärker ist, als der Instinkt. So wie aber die Noth nirgends ein Gebot anerkennt, so verläßt auch den Schaafen die ihnen vom Schöpfer mitgetheilte innere Kraft, schädliche Nahrungsmittel zu fressen, wenn der Hunger bei ihnen zu stark wird. Nun sind es freilich keine giftigen Gewächse, an denen sich das Schaaf gewöhnlich faul frist, wie man sagt, sondern die Schaafe holen sich den Tod auf solchen Plätzen, die im Frühjahr und bei nasser Bitterung unter Wasser stehen, wo es aber bei trockener Bitterung schnell wegfällt.

Durch dieses schnelle Zurücktreten des Wassers wird das an solchen niedrigen Stellen gewachsene Gras mit Schlamm bedeckt, oder er bleibt daran hängen. Fressen die Schaafe davon, so werden ihre Eingeweide verderben, und sie werden über kurz oder lang krank und sterben dahin.

So lange diese Thiere auf höhern Stellen, wo süßes, gesundes Gras wächst, noch Nahrung genug finden, rühren sie dieses verdorbene Futter nicht an. Wenn aber alle Berge und Hügel bei trockener Bitterung gleichsam wie versengt daliegen; wenn die Schaafe deswegen schon lange Noth gelitten haben, so fallen sie auch über verdorbenes Gras her, und in sofern ist also doch der Hunger die erste Veranlassung ihres Todes.

Aber wenn Ihr den Rath befolgt, welchen dies Buch enthält; wenn Ihr Euer Rindvieh im Stalle zu erhalten sucht, und für dasselbe Futter auf dem besten Lande bauet, so behaltet Ihr das schlechtere, höher und trocken liegende Land, lediglich zur Schaafweide. Dies behandelt wie ich

angegeben habe; besäet es mit weißem Klee, und laßt es drei bis vier Jahre zur Hütung unangerührt liegen; vertheilt die Gemeinweiden, und macht es mit dem sandigen Theil derselben wie mit solchem Ackerlande; den bessern und feuchter liegenden Theil trocknet aus und bauet Futter und Getreide darauf, das ganz nasse besäet mit Ellern; sorgt ferner mehr wie bisher für Ableitung des Wassers, so werdet Ihr so viel reichliche gesunde Schaafweide erhalten, daß die Schaafse das verdorbene Gras nicht berühren werden.

Auf solchen mit Fleiß angelegten Weiden braucht Ihr die Schaafse kaum vor dem Thau in Acht zu nehmen. Wenn Ihr sie nicht mit Schaafen überseht, so daß wieder Hunger unter ihnen einreißt, so können sie hler Tag und Nacht bleiben. Ihr werdet dann wenig oder keine Krankheiten unter ihnen erleben.

Aber so gut wie eine immer gleich bleibende Nahrung dem Rindvieh und allen Thieren nothwendig ist, wenn sie gesund bleiben und reichen Ertrag geben sollen, so verlangen die Schaafse den Sommer durch mäßige Weide und im Winter reichliches Futter. Hungerzeiten sind ihnen sehr schädlich. Jeder Landmann, der Schaafse hält, muß sich also nicht damit begnügen, daß der Hirte die Schaafse täglich austreibt. Er muß auch auf die Weide achten, ob sie hinreichend zur Erhaltung seiner Thiere ist. Im Herbst muß man mit dem Einfuttern nicht so lange warten, bis die Schaafse vor Mattigkeit über ihre eigene Füße fallen, sondern so wie die Wit-

terung schlecht und die Weide täglich knapper wird, muß die Winterfütterung angehen, so daß die Schaafse niemals herunter kommen.

Eine ähnliche Futtereinteilung auf die ganze Winterzeit und auf den einzelnen Tag; ein regelmäßiges Einfüttern derselben nach Zeit und Stunde muß man bei der Schaaffütterung ebenfalls beobachten. Obgleich die Winterfütterung der Schaafse nie so lange dauert, als die des Rindviehes, so nehme man sich doch in Acht, sie zu kurz zu berechnen. Gerade im April kann oft das schlechteste Wetter einfallen, wo die Schaafse ihr Futter wie um Weihnachten haben müssen. Hat man nun darauf gerechnet, daß sie um diese Zeit sich schon völlig auf der Weide erhalten sollen, so läßt man sie vielleicht in zehn Tagen so herunter kommen, daß sie sich den ganzen Sommer durch kaum wieder erholen.

Die Weiden sind im Herbst, oft bis spät um Weihnachten, wenn nur die Felder nicht mit Schnee bedeckt sind, immer besser als im Frühjahr. Denn noch hat der Frost um diese Zeit selten alle Gräser zerstört. Haben aber die Blachfröste im Winter alles weiß und kahl gemacht, so erholen sich die Weidegräser erst bei recht warmer, fruchtbarer Witterung völlig. Daher ist es unverständlich, im zeitigen Frühjahr, sobald nur der Schnee weggeschmolzen ist, zu verlangen, daß die Schaafse sich auf der Weide erhalten sollen. Bevor nicht junges Gras gewachsen ist, können sie nach einem strengen Winter wenig oder nichts von den Weiden erhalten.

Ehe man die Schaafse auf die eine oder andere Art Noth leiden läßt, bequeme man sich lieber dazu, einige abzuschaffen, und so lange weniger zu halten, bis man im Stande ist sie besser zu versorgen. Es kommt hier dieselbe Regel in Anwendung, die ich über das zu viele Viehhalten schon früher genauer auseinander gesetzt habe.

Laßt Euch von dieser Regel nicht abbringen, wenn Euch auch selbst sogenannte gelernte Schäfer eines andern belehren wollten. Unter diesen Menschen findet Ihr nur sehr wenige, die da ordentlich wissen, was zum Besten derjenigen Thiere gereicht, die ihnen ihren Lebensunterhalt gewähren. Mir sind Schäfer vorgekommen, die nicht eher anfangen ernstlich im Winter zu füttern, als bis die Schaafse schon Noth gelitten hatten, weil sie in der widersinnigen Meinung standen, der Falg müsse erst weg von den Schaafen, wenn sie sich im Winter gut halten sollten.

Lasset Euch von solchen unwissenden Menschen, die sehr groß und wichtig mit ihrer Kunst thun, nicht irre leiten. Es ist nichts weniger als ein Geheimniß, wie man Schaafse behandeln muß, um sie immer gesund zu erhalten, und einen sichern Ertrag von ihnen zu ziehen. Jeder Mensch mit gesundem Verstande, der das ihm untergeordnete Vieh beobachten gelernt hat, kann sich selbst die Regeln geben, nach welchen Schaafse behandelt werden müssen. Sie sind ganz kürzlich folgende:

Sorge für eine trockene, süße und gesunde Weide.

Uebersetze diese nicht mit Schaafen, damit sie nie Noth leiden.

Bei ganz schlechter und nasser Witterung im Sommer, vorzüglich nach der Schur, gib ihnen noch etwas trockenes Futter.

Fange die Winterfütterung allmählig an, so wie das Gras auf den Weiden abnimmt, und warte damit nicht, bis sie schon wirklich Noth leiden.

Thelle das Winterfutter so ein, daß du auch auf ein spätes Frühjahr gefaßt bist, und gib ihnen einen Tag wie den andern Futter bis zur Sättigung.

Laß diese von der Natur mit einem so dichten Pelze versehene Thiere nicht in warmen dunstigen Ställen schliefen, sondern räume ihnen einen kühlen luftigen Stall ein.

Wer diese Regeln befolgt, wird finden, daß die Schaafse mit derselben Sicherheit wie Rindvieh gehalten werden können. Jetzt mögen noch einige besondere Regeln zur Aufzucht, Wartung und Fütterung der Schaafse folgen.

Auch bei den Schaafen findet derselbe Unterschied statt, den ich beim Rindvieh schon erwähnt habe. Es ist nicht einerlei, ich habe diese oder jene Schaafart. Eine Art trägt entweder bessere oder mehrere Wolle, oder sie wird vielleicht größer und stärker und leichter fett. Man muß also danach trachten, sich eine Art Schaafse anzuschaffen, von der man recht viel Vortheil ziehen kann.

Es kommt hier wieder vorzüglich auf die Böcke oder Stöde an, weil durch einen einzigen Bock fünf und zwanzig

zig bis dreißig Schaafe besprungen werden. Ist er also von schlechter Art, so erhält man viele schlechte Nachkömmlinge von ihm, so wie man aber auch von einem Bock guter Art, sich recht bald alle seine Schaafe von dieser Art schaffen kann.

Es ist nicht meine Absicht, Euch, lieben Landleute, anzurathen, daß Ihr, so wie große Schäferbeybesitzer, spanische Böcke anschaffen sollt. Diese Schaafart wäre für Euch nicht vorthellhaft. Wohl seht Euch aber nach Bökken von guten Landschaafen um, die recht wollreich sind und deren Wolle auch nicht sehr grobhaartig ist. Fangt nur an mehr darauf zu achten, als bisher, so werdet Ihr bald den großen Unterschied gewahr werden, der selbst zwischen vierzig bis funfzig Stück Eurer eigenen Schaafe ist. Macht es hier eben so, wie ich beim Rindvieh angegeben habe. Laßt nur von recht wollreichen Schaafen Böcke gehen, oder kauft auch solche, die bei andern dafür berühmt sind. Haltet dann ja darauf, daß Ihr eine gute Art fortpflanzt, wenn Ihr einmal einen guten Bock erhalten habt.

Die Böcke müssen ebenfalls sehr gut von Jugend auf gepflegt, und im Ganzen eben so wie Bullen behandelt werden. Verbüttete Thiere können keine starke Jungen zeugen. Man lasse also auch einen Stör das gehörige Alter erreichen, ehe man ihn zum Springen braucht. Am besten wäre wohl, wenn man sie zwei und ein halb Jahr alt werden liesse. Mit ein und einem halben Jahre sind sie selten ausgewachsen.

Wenn die jungen Mutterschaafe recht reiche Weiden hatten, so können sie wohl mit ein und einem halben Jahre zum Bock kommen. Bei schlechterer Fütterung aber wartet man süglich noch ein Jahr länger, damit sie ordentlich auswachsen.

Ein Schaaf geht zwanzig bis ein und zwanzig Wochen trächtig. Die beste Lammzeit ist der Februar, weil dann die Lämmer bald groß genug werden, um mit den Müttern im zeitigen Frühjahr auf die Weide zu gehen. Die Schaafe müssen aber Futter genug bekommen können, damit die Lämmer Milch genug erhalten. Ist das nicht herbei zu schaffen, so ist freilich eine spätere Lammzeit besser, weil denn doch wenigstens bei zeitiger Frühlingswitterung die Lämmer sich eher von der Milch der Schaafe ernähren können.

So wie die trächtigen Kühe vor dem Kalben mit besserem Futter versorgt werden müssen, so müssen auch tragende Mutterschaafe ganz vorzüglich gepflegt werden, wenn die Lammzeit heran rückt. Bei einer frühen Lammzeit, im Februar oder März, wo die Schaafe noch gar kein Gras erlangen können, sind ihnen zur Milchvermehrung die Kartoffeln ein sehr dienliches Futter. Wenn sie diese neben gutem Heu bekommen, so säugen sie davon so gut wie bei guter Weide. Bleibt man ihnen diese Kartoffeln nur als Zugabe neben dem Heu und Stroh, so bleibt man täglich auf fünf Stück eine Meße.

Werden die Lämmer zeitig geboren, so muß man ihnen nach drei oder vier Wochen auch anfangen etwas feil

nes und blätterreiches Heu zu geben. Damit sie dies aber auch allein behalten, muß man die Alten täglich auf eine Stunde von ihnen abscheiden. Auch gut getrocknetes Laub von Ulmen oder Rüstern, von Weiden, Eichen, Linden &c. fressen die jungen Lämmer sehr gern, doch lernen sie auch bald Hafer fressen, wenn man ihnen diesen geben will.

Im Sommer räumt man den Schaafmüttern mit den jungen Lämmern immer die beste und nächste Weide ein, das Geltevieh muß diesen immer auf der Weide folgen, wenn nicht für die ersteren ganz besondere Weidplätze sind.

Setzt man die Lämmer ab, so muß man ihnen eine nahe und geschonte Weide eingeben. Gewöhnlich wartet man damit bis zur Stoppelweide. Kommen die Lämmer aber schon im Februar, so ist es besser, ihnen vor der Ernte eine frische Kleeerde einzuräumen.

Im Winter erhalten die Lämmer, nun schon Jährlinge genannt, das beste Futter. Nach ihnen kommen die Mutterschaafe und zuletzt die Hammel.

Alle Gewächse, die ich als Rindviehfutter angegeben habe, sind auch gutes Schaaffutter. Die Schaafe sind aber etwas eckler in der Auswahl des Futters, als das Rindvieh. Man muß ihnen also immer das feinste und am besten eingebrachte Heu geben. Mulstriges Heu und Stroh und anderes, welches auf dem Felde schon halb verfaut ist, sollte es nachher gleich trocken eingebracht seyn, schadet den Schaafen weit leichter, wie dem Rind-

vleh. So vorsichtig, wie man also bei der Auswahl der Schaafweide seyn muß, wird man zu seinem Vortheil auch bei der Auswahl des Heues und Winterfutters seyn müssen.

Recht blätterreiches, junges Kleeheu ist den Schaafen fast das liebste Futter; nächst dem das Heu von hohen, süßen Wiesen. Das lange fette Heu ist ihnen weniger angenehm; für Milchkühe ist dies aber um so besser.

Wenn man sich auf das nöthige Heu als Winterfutter für die Schaafe einrichten will, so muß man darauf sehen, ob man recht viel Erbsen, und Bicken, oder anderes gutes Sommerungsstroh hat, auch ob man Kartoffeln genug geerntet hat, um den Lammschaafen auf ein Vierteljahr lang täglich auf fünf Stück eine Meße geben zu können. Ist dies letztere und hat man Stroh genug, so reicht Ein Centner Heu auf das Stück, Hammel, Schaafe und Jährlinge überein gerechnet, für den Winter.

Im Falle, daß jemand nicht viel Sommerungsstroh an die Schaafe zu wenden hätte, könnte er doch mit einem Centner Heu auf das Stück reichen, wenn er ihnen dafür Wurzelgewächse giebt. Ja er kann ihnen diese so viel geben, daß er auf das Stück mit einem halben Centner Heu reicht, und die Schaafe werden sich eben so wohl als bei bloßem Heu befinden. Sogar bei bloßem Stroh und Wurzelgewächsen kann man Schaafe nutzbar durchwintern, doch ist es immer besser, wenn man ihnen wenigstens etwas Heu geben kann.

Alle Rübenarten und die Kartoffeln werden sehr gern

von den Schaafen gefressen. Die Rüben schneidet man ihnen. Die Kartoffeln giebt man ihnen ganz oder ebenfalls geschnitten; doch muß man diese Gewächse sorgfältig von der ihnen anlebenden Erde säubern. Gestampft fressen die Schaafe die Kartoffeln nicht so gern; wenigstens müssen sie nicht sehr klein gemacht werden.

Häcksel braucht man nicht unter die Wurzelgewächse zu mischen. Man giebt ihnen diese allein in reinen Erdsen und legt ihnen darauf das Stroh lang vor, welches ihnen bei diesem Futter sehr dienlich ist. Giebt man einem Schaafe täglich eine halbe Meße Kartoffeln und Stroh genug, so wird man nur wenig Heu zu geben brauchen, um die Schaafe in sehr guten Umständen zu erhalten.

Ihr fragt vielleicht, ob sich die Schaafe bei der Kartoffelfütterung auch gesund erhalten? — So gesund, meine Freunde! wie bei dem besten Bergheu. Ich habe darüber viele Jahre die Erfahrung mit einer wechlichen Schaafart gemacht.

Ich ließ den Mutterschaafen Kartoffeln geben; sie bekamen viele Milch danach und zogen herrliche Lämmer. Ich fütterte auch zehn Jahre lang die Märzschaafe den ganzen Winter durch mit Kartoffeln und bloßem Stroh. Zuweilen blieben davon einige übrig, wenn sie nicht geschlachtet wurden, und sie blieben eichelgesund. Was man sonst wohl davon gesagt hat, daß die Wurzelgewächse den Schaafen ein zu wäßriges Futter wären; daß diese Thiere nur bei trockenem Futter gesund bleiben könnten: ist eitel

unfluges Gewäsch, erfunden von denen, die über alles urtheilen wollen, eben weil sie gar nichts verstehen.

Die erste Veranlassung zu dieser Furcht vor der Schädlichkeit der Kartoffeln scheint der Umstand zu seyn, daß man oft die Erfahrung macht, daß die Schaafse sich in Niederungen faul fressen. Aber nicht die Niederung an und für sich war die Ursache, sondern das verschlammte Gras, welches sich freilich nur in Niederungen finden kann.

Ein eben so grundloser Glaube ist der, man dürfe die Schaafse nicht viel saufen lassen. Weil man sahe, daß Schaafse, die sich an frischen, saftigen Kräutern satt fressen, wenig saufen, und daß sie allenfalls eine lange Zeit leben können, ohne zu saufen; ferner, weil man dann die Erfahrung machte, daß solche vom Wasser abgehaltene Thiere mit Nacht über alle Pfützen herfielen, wenn man sie nicht bewachte, und sich davon den Tod holten, so glaubte man, das Saufen überhaupt sey ihnen schädlich. Es ist aber eine grausame, unnatürliche Behandlung dieser Thiere, sie in der großen Hitze dursten zu lassen. Man sorge nur für eine reinliche Tränke, als z. B. in einem Flusse oder Bache, oder schöpfe gutes Brunnenwasser in Tröge und gebe den Schaafsen täglich zu saufen, so werden sie schlechtes, verdorbenes Wasser so gut verabscheuen, wie verdorbenes Futter, wenn sie reines und gesundes haben.

So zieht sich der Mensch oder seinen Thieren oft Krankheiten zu, weil er sich von Vorurtheilen quälen läßt,

über deren Grund oder Ungrund er kaum nachzudenken wagt. Ein genaues Aufmerken auf seine eigene Natur, auf seine Thiere, ihr Wohlfeyn und ihre Leiden, so wie auf alles, was um ihn vorgeht, würde ihn oft von selbst darauf hinleiten, einzusehen, daß er in vielen Stücken thöricht handelt.

Nachdem was ich Euch bisher über die Schaafzucht gesagt habe, muß Euch einleuchten, daß sie weder so mißlich, noch so künstlich ist, als mancher von Euch vielleicht geglaubt hat. Beherziget wohl, was ich Euch über die Ernährung der Schaafse mit Wurzelgewächsen gesagt habe.

Der Umstand, daß Schaafse ohne Heu bei Stroh und Kartoffeln nutzbar durchgewintert werden können, ist für die Sandgegenden sehr wichtig. An der Sommerweide für Schaafse fehlt es hier nicht, wohl aber öfter an Heu, um die Schaafse auch im Winter zu erhalten. Kartoffeln wachsen auf solchem Boden aber doch, und sonach können sie zum Winterfutter angebauet werden. Nicht weniger gedeihen Möhren und weiße Rüben auf Sandboden. Mit diesen und Buchweizenstroh will ich die Schaafse recht gut füttern.

Der Mist der Schaafse übertrifft allen andern. Alle Früchte wachsen üppig in ihm. Am wirksamsten ist er freilich auf den mehr thonigen Feldern, aber selbst sandiger Acker trägt sehr gut nach dieser Düngung. Man darf ihm solche nur nicht stark mit einem Male, sondern muß sie ihm öfter geben.

Recht eigentlich paßt aber der Schaafmist für die nasen, sauern Gründe, die in Sandgegenden in der Nähe der Brüche oder Seen und Pfähle liegen. Diese Quackenbeete im eigentlichen Sinne, können durch keine andere Düngung zu einem solchen Ertrage gebracht werden, als durch Schaafmist. Nach ihm tragen sie die schönsten Wurzelgewächse, Kohl, Flachs, Klee, Erbsen und Wicken.

Hätte jemand aber solche verqueckte Gründe nicht, so wird der Schaafmist zum Vortheil des ganzen Misthaufens am besten mit den andern Mistarten vermengt, und auf Haufen gepackt, wie an seinem Orte gelehrt worden ist.

Obgleich auch bei der Schaafhaltung die Regel:

Halte lieber zu wenig wie zu viel Vieh!

nicht übersehen werden darf, so bin ich der festen Uezeugung, daß Ihr mehr Schaafse auf Euren Ländereien erhalten könnt, als bisher, wenn Ihr die Schaafweiden nach meinem Vorschlage behandelt und sie ansäet. Im ersten Anfange könnt Ihr freilich nicht erwarten, daß gleich die guten Weiden da seyn sollen, die ich Euch hier versprochen habe. Euer Sandland ist jetzt durch das ewige Nühren viel zu lose geworden; es enthält viel zu wenig Graswurzeln, als daß sogleich das längere Liegen viel helfen kann. Aber nach sechs oder acht Jahren sollt Ihr wohl die Folgen spüren. Es wird sich immer mehr Gras auf diesen Ländereien einfinden; davon werden die Schaafse immer besser leben können; sie werden natürlich immer mehr pferchen, und so wird der Graswuchs sich jährlich

bessern, mit demselben aber auch die Getreidearten, die darauf folgen.

Zuerst wird Ein Morgen ganz schlechtes Sandland kaum für ein Schaaf Weide geben. Nach längerer Ruhe, einiger Düngung, vielleicht auch durch Ueberfahren mit Mergel, und dadurch, daß man den Grasswuchs vermehrt, indem man mit der letzten Getreidesaat weißen Klee ausstreuet, wird man die Weide so verbessern können, daß ein Morgen für zwei, ja vielleicht für drei Schaaf Weide giebt. Dies wird sich natürlich auch danach richten, ob der Boden mehr Thon hat, oder fast ganz reiner Sand ist. Lehmtiger Sandboden kann schon eine sehr gute Schaafweide geben, wenn er mit Mergel befahren ist.

Des Beispiels halber wollen wir einmal auszumitteln suchen, wie viel Schaaf auf einem Bauergute von sechzig Morgen gehalten werden können, welches zwei Drittheile, oder vierzig Morgen Sandland hat, welches keine Gerste ohne eine Mergelung tragen könnte. Ein Drittheil oder zwanzig Morgen werden nun huthfrei. Es wird wechselseitig zum Getreidebau und Futterbau für das Arbeitsvieh und die Haushaltskühe genützt.

Die 40 Morgen würden in 6 Theile getheilt, von dem jeder 6 Morgen 120 Quadratruthen groß ist.

Ein Theil würde nach meinem Vorschlage mit Buchweizen und Spörgel besät; darauf und auf den zweiten Theil käme Roggen, in welchen im Frühjahre weißer Klee eingesät würde. Vier volle Theile, zusammen 26 Morgen, 120 Quadratruthen lägen zur Weide.

So lange das Weideland noch nicht mit Klee angesäet ist, werden sich auf demselben nicht mehr als 30 Schaafse halten können. So wie aber jährlich ein neuer Theil besäet zum Abweiden kommt, kann diese Anzahl steigen. Sind alle vier Theile angesäet, so werden sich 50 Stück Schaafse darauf besser erhalten, wie vormals 20 Stück.

Diese 50 Schaafse würden an Winterfutter brauchen, wenn sie hauptsächlich mit Kartoffeln und Stroh erhalten würden:

Auf 4 Monat oder 120 Tage das volle Futter; an Heu täglich $\frac{1}{2}$ Pfd. auf das Stück, beträgt täglich 25 Pfd. zusammen.

27 $\frac{1}{2}$ Etner.

Auf 60 Tage oder 2 Monat das halbe Futter

7 —

34 $\frac{1}{2}$ Etner. Heu.

Auf 4 Monat oder 120 Tage das volle Futter; an Kartoffeln täglich auf 3 Stück 1 Meße, beträgt täglich 1 Schfl. 1 Meße, zusammen

127 Schfl. 8 M.

Auf 60 Tage oder 2 Monat das halbe Futter, täglich $\frac{3}{4}$ Meße, zusammen

32 — —

159 Schfl. 8 M.

Kartoffeln oder den Ertrag von 2 Morgen guten Landes. Rechnet man den Etner. Heu zu 12 Gr. so beträgt dies den Scheffel Kartoffeln 4 Gr.

17 Thlr. 6 Gr.

26 — 14 —

43 Thlr. 20 Gr.

Das geringste an Wolle, welches 50 so gefütterte Schaafe bei einer solchen Sommerweide geben, sind fünf Stein.

Bei Befolgung der im Eingange erwähnten Regel, für gute Zuchtstüde zu sorgen, wird diese Wolle unter Brüdern mit 8 Thlr. der Stein bezahlt, dies beträgt

40 Thlr.

10 Merzschaafe und Hammel, die jährlich übrig sind, à 2 Thlr.

20 —

 60 Thl. in Sum.

Zieht man hiervon das berechnete Winterfutter ab, so bleiben noch 16 Thlr. 4 Gr., die allein aus dem Weidelande jährlich baar eingehen. Vertheilt man dieses Geld auf die 26 Morgen 120 Ruthen, so bringt der einzelne Morgen 14 Gr. 6 Pf. durch die Weide ein.

Dies ist eine Nutzung des Landes von dieser Beschaffenheit, mit der man nach der S. 180 angestellten Berechnung zufrieden seyn kann. Nach der jetzigen Benutzung dieses Landes zum Getreidebau trägt es, wie ich dort bewiesen habe, jährlich 3 Gr. der Morgen. Der Getreidebau nach meinem Vorschlage wird reinen Gewinn, auf das einzelne Jahr vertheilt, jährlich 15 Gr. bringen. Vertheilen wir den Ertrag der 4 Jahre, wo das Land zur Weide liegt, ebenfalls auf die ganzen 6 Jahre des Umlaufs, so trägt dies für den Morgen auf ein Jahr 9 Gr. 8 Pf., und dies zu den 15 Gr. Ertrag aus dem Getreide hinzu gerechnet, so kommt

eine Benutzung dieses Landes nach Abzug der Unkosten von 1 Thlr. 8 Pf. jährlich heraus, welche die jetzige Benutzung um das vierfache übertrifft.

Auf diese Art habt Ihr durch die Schaafse ein Mittel, auch das schlechte Land, welches ohne hinlängliche Wiesen sonst gar nicht zum Getreidebau genützt werden könnte, auf eine einträgliche Art zu nützen, und es obendrein noch durch sich selbst jährlich zu verbessern, welches gewiß geschieht, wenn Ihr in 6 Jahren nicht mehr als einmal Buchweizen und einmal Roggen darauf bauet, und dieses Stroh sammt dem Mist von dieser Weide dem Lande gebt, welches Stroh und Weide hergab.

In dem Anschlage oder der Berechnung des Ertrages aus 50 Schaafsen habe ich alles nur sehr mäßig gerechnet. Bei einer guten wollreichen Schaafart und einem solchen Winterfutter werden 50 Schaafse wohl 6 Stein Wolle geben, und für 2 Thlr. verkauft man einen Hammel auch nicht, der bei solchem Futter aufgewachsen ist. Aber ich will in keinem Stücke übertreiben, oder Euch einen Ertrag vorrechnen, der sehr unsicher ist.

Wendet Ihr noch mehr an Sandland, fahrt Ihr einen guten Mergel auf; so werdet Ihr es dadurch so verbessern, daß Ihr noch die berechneten Kartoffeln auch auf dem Weidelande erbauen könnt. Es würden dem Weidelande zwar drei Morgen abgenommen, aber nach einer Mergelung ist der Graswuchs auf diesem Lande gewiß so viel stärker, daß dennoch die 50 Schaafse darauf leben können. Und kommt denn der Mist von den

verfütterten Kartoffeln wieder auf dieses Land, so kann es sich immer fort allein in gutem Stande erhalten, und kann endlich die ganze Schäferey ohne alles Wiesenheu sich Sommer und Winter von diesen 40 Morgen erhalten. Wir wollen aber nur annehmen, daß die Kartoffeln noch darauf erbauet werden. Es werden 160 Schfl. nach der Berechnung gebraucht. Von gutem lehmigen Sandboden könnten diese schon auf 2 Morgen erbauet werden. Unser Schaafweideland haben wir aber schlechter angenommen, und es werden 3 Morgen nöthig seyn, um diese 160 Scheffel Kartoffeln darauf zu erziehen. Rechnen wir außer der Saat, die von dem Ertrage abgezogen wird, nach 3 Thlr. Bearbeitungskosten auf den Morgen, so gehen 9 Thlr. von den 26 Thlr. 14 Gr. ab, womit die Kartoffeln in Ausgabe gebracht sind, und es bleiben übrig 17 Thlr. 14 Gr., die als Ertrag dem Lande zu Gute kommen. Vertheilen wir auch diese auf die ganzen 40 Morgen, — und das müssen wir, weil der Mist von dem sämtlichen Lande kommt, — so kommt auf einen Morgen hiervon 10 Gr. 6 Pf. Vorhin haben wir gefunden, daß durch Getreidebau und Weide der Morgen 1 Thlr. 8 Pf. trägt, wenn er so behandelt wird, als ich gelehrt habe. Dadurch, daß die Kartoffeln auch auf dem Lande gebauet werden, bringt jeder Morgen reinen Ertrag 1 Thlr. 11 Gr. 2 Pf.

Wer sein Sandland so verbessern kann, darf sich nicht über den geringen Ertrag desselben beklagen.

Vor der Schaaffschur müßt Ihr Eure ganze Aufmerksamkeit auf das Waschen der Wolle richten. Glaubt nicht, daß Ihr dadurch etwas gewinnt, wenn Ihr das Gewicht der Wolle durch den Schmutz vermehrt, der darin bleibt. Der Tuchmacher, der die Wolle kauft, kann sie mit diesem Schmutz nicht verarbeiten; er kann ihn also natürlich nicht mit bezahlen. Er giebt Euch allemal so viel weniger für den Stein, als nach seiner Schätzung in der ganzen Wolle Unreinigkeiten sind. Könnt Ihr es ihm aber verdenken, wenn es das Gewicht des Schmutzes in Gedanken immer höher anschlägt, als es eigentlich beträgt? Er sucht sich vor Nachtheil zu sichern, so gut er kann.

Bringt Ihr aber reinliche, gut gewaschene Wolle zum Verkauf, so werdet Ihr bald redliche Abkäufer finden, die Euch gern den Werth Eurer bessern Wolle nach Würden bezahlen, weil es auch für sie besser ist, gleich reine Waare zu erhalten.

Zuletzt noch ein Paar Worte über das Behüten der Roggenfaat durch Schaafse.

Wenn der Roggen zeitig genug gesäet wurde, und die Pflanzen sich gehörig bestaudet haben, so ist das Abfressen dieses Herbstwuchses ganz unschädlich. Er würde den Winter über doch verfaulen; wird er aber bei Frostwetter von den Schaafen abgefressen, so kann man sich dadurch eine beträchtliche Ersparung an Winterfutter machen.

Das muß man sich aber zur Regel machen, nur so lange auf der Saat zu hüten, als der Boden fest genug gefroren ist, um keine Spuren der spizen Füße der Schaafse zu erhalten. Wenn der Sandboden durch lange anhaltenden trockenen Frost ganz mürbe wird oder bei Thauwetter, thut man doch besser, die Schaafse von den Roggenfeldern abzuhalten, weil sie dann die Herzen der Pflanzen angreifen, oder manche Pflanze vertreten.

Die Futterersparniß, die man durch das Saathüten bei der dazu dienlichen Witterung macht, muß man als ein Mittel betrachten, die Einbuße an Futter bei kargen Futterernten, durch große Dürre z. B. veranlaßt, zu übertragen. Man muß also darum noch nicht von seiner gewöhnlichen Futterregel abgehen, und täglich etwas mehr geben, sondern muß lieber etwas Futter zu übersparen suchen.

V o n d e r S c h w e i n e z u c h t.

Auch die Schweine sind dem Landmanne sehr nützliche Thiere. Wenn er sie gleich nicht zum Ziehen und Milchen brauchen kann, so versorgen sie doch seine Haushaltung mit Fleisch, Wurst, Speck und Fett, ohne welche in unsern Gegenden niemand eine Wirtschaft führen kann. Es kann aber auch mancher Thaler Geld aus dem Verkaufe derjenigen Schweine gelöst werden, die man nicht selbst zum Schlachten braucht.

In einer Haushaltung, die aus sechs bis acht Menschen besteht, und wo vier bis fünf Kühe gehalten werden, füttert man einige Schweine mit Kühentrank und Molken auf, so daß man ihre Unterhaltung kaum gewahr wird. Außerdem suchen die Schweine nebst den Hühnern manches verzettelte Körnchen auf dem Hofe auf, was sonst umkommen würde; die Körner, welche in den Stoppeln liegen bleiben, und die Kartoffeln, welche beim Ausgraben verwühlt worden sind, würde man ohne Schweine gar nicht zu Nuße bringen.

Ein Landmann, dem nichts klein und unbedeutend seyn muß, was ihm Vortheil bringt, wird daher auch auf die Schweinezucht seine Aufmerksamkeit richten, und so viel von diesen Thieren halten, als er mit den Abgängen der Haushaltung, mit einigen Kartoffeln und etwas Spreu ernähren kann. Getreide füttert man ungern in Schweine, es müßte denn gar wenig gelten, oder die Schweine müßten sehr theuer seyn. In beiden Fällen kann man auch reines Getreide auf die Schweine wenden, wobei sie, vorzüglich in der Jugend, sehr gut empor wachsen.

Für gewöhnlich sind aber die Kartoffeln, die Rübenarten, vorzüglich Dunkelrüben und Möhren, das eigentliche Schweinesutter. Am besten ist es, man kocht diese Gewächse, und stampft sie zu einem Brei, in welchen man Spreu von Leinknoten, von Klee, von Buchweizen ꝛc. dann einrührt, wenn derselbe noch brühend heiß ist.

Im Sommer giebt man diesen Thieren Molken

und Küchentrunk zu saufen, nebenbei aber grünen Klee, Salat, der alt und hart geworden ist, Mohn, der ausgezogen wird; auch verschiedene Unkräuter als Molde, Sautistel, Hederich &c. Man thut wohl, dergleichen grüne Sachen zu stampfen, und mit dem Trank zu vermengen.

Halbjährige Schweine, und noch ältere vorzüglich, halten sich bei einem solchen Futter herrlich. Diese Thiere sind so gefräßig, daß sie deswegen zum Sprichwort geworden sind. Die jungen Ferkel, so lange sie noch kein Vierteljahr alt sind, muß man aber doch schon mit mehrerer Sorgfalt behandeln, und ihnen besseres Futter geben. Giebt man ihnen in der ersten Zeit etwas Getreide, so wachsen sie schnell auf; sind sie aber auch einmal verbuttet, so bleiben sie oft mehrere Monate lang so, daß man gar keine Zunahme spürt.

Hat man Gelegenheit Ferkel oder junge Schweine gut abzusehen, so kann eine Zuchtsau vielen Vortheil bringen, wenn sie gut ist. Um sich eine solche zu verschaffen, kauft oder zieht man sich ein Ferkel von einer solchen Art zu, welche in der Gegend am beliebtesten ist. Gewöhnlich fallen die langgestreckten Schweine am besten in die Augen, ob sie gleich nicht so dicken Speck ansetzen, als die kurzen Schweine.

Ein solches Sauferkel füttert man vorzüglich gut, damit es recht groß wachse, lasse es aber nicht vor anderthalb Jahren zum Meier. In dieser Zeit ist ein Schwein, bei guter Haltung von Jugend auf, ziemlich

erwachsen, und eine solche Sau wirft damit gewöhnlich gleich zum ersten Male zehn Ferkel oder so viel als sie Zitzen hat — zuweilen wohl eins mehr oder weniger.

Bei dem ersten Zulassen einer Sau zum Weier, richte man es gleich so ein, daß die Ferkel zu einer günstigen Zeit kommen. Diese ist entweder der Ausgang des Winters (Lichtmeß), oder die Zeit vor der Roggen-ernte, wenn man jährlich zweimal Ferkel ziehen will.

Denn das ist Hauptsache, daß eine Sau nicht zur Unzeit wirft. Ferkel, die nach Michaelis bis Weihnachten kommen, kosten erstaunlich viel, und werden doch selten durch den Winter gebracht. Da eine Sau vier Monat trüchtig geht, so muß man sie zu Michaelis und zu Marien zum Weier lassen, wenn die Ferkel zu jenen Zeiten kommen sollen. Sie haben dieses für sich:

Zu Lichtmeß nahet der Winter sich seinem Ende. Werden die Ferkel bei der Sau nur in gutem Nest erhalten, so schadet ihnen einige Kälte nicht. Fangen sie erst an zu fressen, so ist die Witterung noch milder geworden. Auch können die um diese Zeit geborenen Ferkel eher etwas unfreundliche Witterung ertragen, weil sie gleich daran gewöhnt sind.

Noch leichter und wohlfeiler ist die Aufzucht des zweiten Wurfs um Jakobi. Wenn sie einige Wochen alt sind, können sie mit der Sau auf die Stoppeln getrieben werden. Da finden sie gleich volle Nahrung, und werden vor Eintritt des Winters stark genug, um

ihn auszuhalten. Um Lichteß verkauft man denn diesen Wurf gewöhnlich sehr vortheilhaft.

Soll eine Sau aber jährlich in der angegebenen Art zweimal Ferkel bringen, und jedes Mal gegen zehn Stück aufsäugen, so muß sie ganz vorzüglich gepflegt werden. Mit dem Futter, welches man den andern Schweinen giebt, darf man sie nicht abspeisen. Man muß ihr schlechterdings etwas Getreideschroot geben, sonst wird sie elend, kann die vielen Ferkel nicht ernähren, und rauscht nicht wieder zur rechten Zeit.

Bei einer guten Fütterung einer solchen Sau nimmt man aber auch so viel Geld für die Ferkel ein, die sie zieht, als man für Butter und Käse von einer Kuh einzunehmen pflegt.

Sind die Ferkel nicht im Preise, oder man will an eine Zuchtsau nicht so viel Futter wenden, so läßt man sie jährlich nur einmal ferkeln und zwar um Johannis, wo die Ferkel am wenigsten kosten.

Setzt man die Ferkel von der Sau ab, welches nach sechs Wochen gewöhnlich geschieht, so füttere man sie so gut als möglich. Je schneller sie in der frühen Jugend empor wachsen, desto weniger kostet im Ganzen ihre Aufzucht.

Saure Milch bekommt den Ferkeln sehr gut. Nebenbei giebt man ihnen täglich etwas Roggen oder Gerste. Hat man sie nur sechs oder acht Wochen lang recht gut gefüttert, so kann man ihnen dann auch sehr bald schlechteres Futter geben. In der ersten Zeit scheint ihnen der

Kartoffelkrank nicht gut zu bekommen, bei dem sie sich hernach so wohl befinden.

Recht trockene gute Streu, am besten von Roggenstroh, ist den Ferkeln und jungen Schweinen beinahe eben so zuträglich, als das gute Futter. Sie gedeihen nie, wenn man sie im Schmutz liegen läßt.

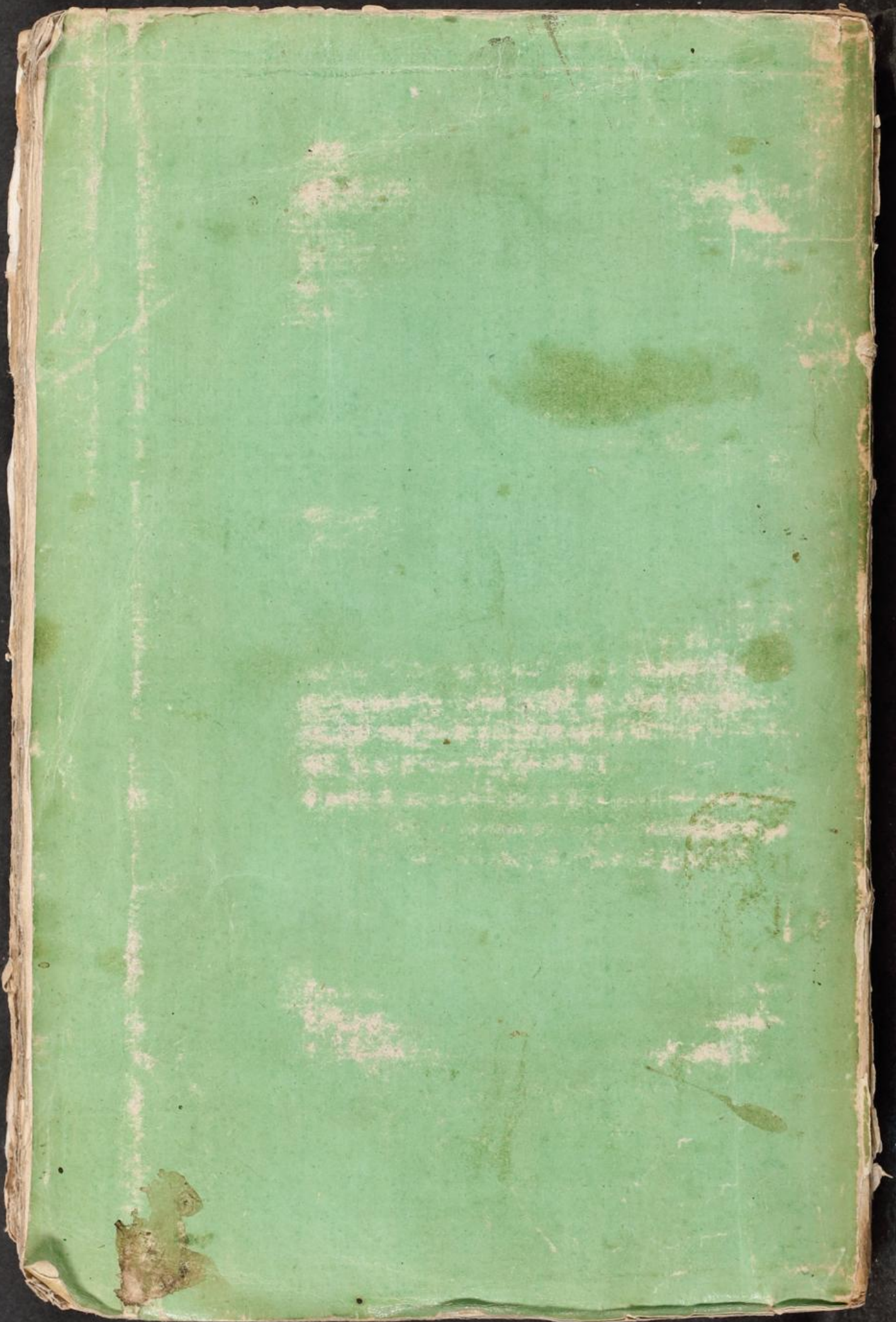
Zur Mast stellt man nicht gern zu junge Schweine auf, weil diese dann bei dem bessern Futter wohl tüchtig wachsen, aber keinen Speck ansetzen. Will man bloß ein Fleischschwein mästen, so kann man zwar ein Jahresges dazu nehmen. Soll es aber guten Speck aufsetzen, so muß es gegen zwei Jahr alt seyn.

Bei der Mast selbst sind dieselben Regeln, wie bei der Rindviehmastung zu beobachten. Man glaube nicht, daß man darum die Schweine nicht mit derselben Pünktlichkeit zu füttern brauche, weil sie an und für sich unreinliche und gefräßige Thiere sind. Man muß den Mastschweinen ihr Futter in kleinen Portionen und oft vorschütten — man muß damit Zeit und Stunde halten, und der Trog muß immer rein gehalten werden, wenn die Mastung schnell vorwärts gehen soll.

Will man bloße Fleischschweine haben, so braucht man nichts wie gekochte Kartoffeln zur Mastung zu nehmen. Recht starken Speck erlangt man aber allein durch die Kartoffelmastung nicht. Im Anfange füttert man sie zwar damit, nach acht oder zehn Wochen fängt man aber an, unter die Kartoffeln etwas Getreideschroot zu mengen. So wie diese Thiere immer fetter werden

und weniger fressen, setzt man mehr Schrot zu, und nimmt Kartoffeln ab, bis man ihnen am Ende bloßen Schrotbrei giebt, oder gequollenes Getreide. Gequollene Erbsen oder Bohnen mästen am besten.

et qu, un
Eude bleser
C. C. C.



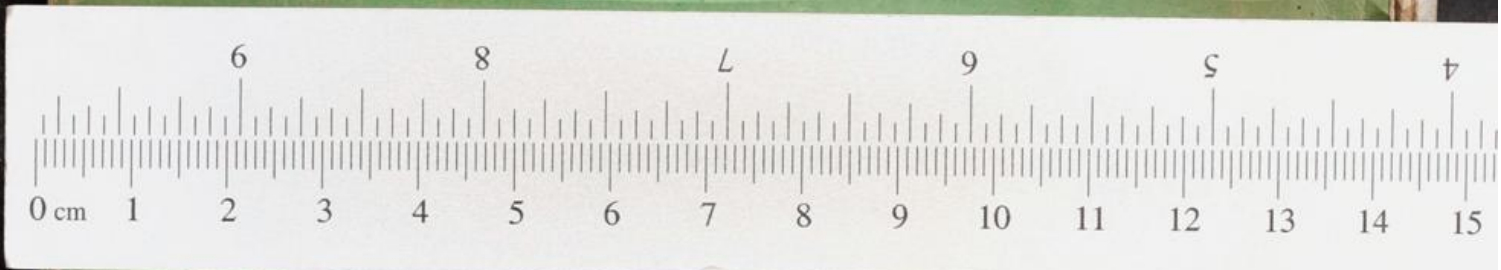








2133



Colour & Grey Control Chart

Danes Picta

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta
White	Grey 1	Grey 2	Grey 3	Grey 4	Black
					
					



2133